



Österreichisch-Ungarische

Revue.



Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer = Wyde.

26. Band, 1. Heft. 6



1900.

1900.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann) = Gasse 6.

Inhalt.

	Seite
Mosco-Wiener: Die Prämie im Weltzuckerhandel	3
Albin Freiherr zu Teuffenbach: Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg	20
K. k. Gymnasialdirector Dr. Anton Frank: Bei den griechischen Inseln. Mit einer Illustration und einer Kartenstizze	45
Technische Fortschritte in Oesterreich und Ungarn	59
Oesterreich-Ungarns Panzertrenzer. E. M. S. „Kaiserin und Königin Maria Theresia“ und „Kaiser Karl VI.“ Mit einer Illustration.	
Oesterreichische und Ungarische Bibliographie	62
Oesterreichische und Ungarische Dichterhalle	67
Robert F. Arnold: Übersetzungen aus dem Ungarischen. „Abend auf der Heide.“ Von Karl Szász. Gedichte von Michael Tompa. Volkslied aus Somogyvár. — Jaroslav Sutnar: „Folyns Trommel.“ Aus dem Cechischen des Svatopluk Cech übersetzt.	



Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Unter der Rubrik „Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Oesterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Prämumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Oesterreich-Ungarn:

ganzzährlg 19 K 20 h; halbjährlg 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzzährlg 16 Mark = 20 Francs; halbjährlg 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

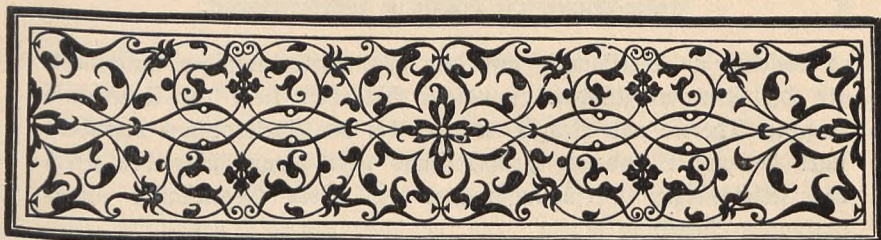
Für das übrige Ausland:

ganzzährlg. 25 Francs = 20 Schilling; halbjährlg. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 Mark = 250 Francs.



Ö. M. S. „Kaiser Karl VI.“



Die Prämie im Weltzuckerhandel.

Budapest.

Von Mosco-Wiener.

Die Ausfuhrsprämie dient dazu, den Überfluß der Production, welche der Inlandsmarkt nicht zu absorbieren vermag, auf dem Weltmarkte zu placieren. Ihre Berechtigung beruht darauf, daß sie die Aufmerksamkeit der inländischen Industrie auf den Weltmarkt lenkt; anfangs unterstützt sie den Export in der mächtigsten Weise, später verhindert sie dessen Rückgang. Der Nachtheil derselben zeigt sich darin, daß sie Millionen verschlingt, die Überproduction fördert, „Treibhausindustrien“ erzieht und einen Productionszweig auf Kosten der Allgemeinheit, der Steuerträger und der inländischen Consumenten bevorzugt. Theoretisch genommen, ist die Prämie gar nicht zu rechtfertigen, denn sie erreicht immer das Gegentheil von dem, was sie erreichen soll. Sie soll die Überproduction verhindern, indem sie ihr einen Ausfluß öffnet, und verlockt selbst zur Steigerung der Production; die vom Staate aufgebrachten Prämiensummen sollen der inländischen Industrie zugute kommen und fließen in die Taschen der ausländischen Consumenten. Ihre Vortheile sind vorübergehend, ihre Nachtheile sind ständig. Vom principiellen Standpunkte aus betrachtet, erscheint die Prämie daher als die extremste Form des Schutzzolles, als das Übermaß des staatlichen Schutzes, dessen Gewährung zugleich die Bedingung seines Entzuges in sich trägt. Man möge jedoch noch so entschieden das System der Exportprämien verurtheilen, verlassen kann man es nicht, solange andere Staaten Prämien gewähren. Jedes Rübenzucker exportierende Land würde seine Industrie schädigen, wenn

es dieselbe im Wettkampfe auf dem Weltmarkte weniger unterstützte als die Concurrenzländer. In dieser Wahrheit liegt der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, welcher bei der Zuckerprämie besonders stark hervortritt und die Prämienfrage weit hinaus über den Kreis des selbständigen Verfügungsrechtes zu einem Gegenstande internationaler Regelung erhebt.

Die Concurrenz auf dem Weltmarkte, die wirtschaftliche Rivalität der Exportländer war seit jeher die treibende Kraft, welche die Prämien bewirkte. Die Prämie für Zucker ist so alt wie die Handelsconcurrenz in diesem Artikel; ihre Geschichte beginnt mit der Eingbürgerung der Colonialzuckerraffinerien, sie reicht bis auf Colbert, die Blütezeit des Mercantilismus, zurück. Mit der Erstarkung der inländischen Zuckerindustrie übertrug sich das Prämienystem auch auf den Export des Rübenzuckers. Solange der letztere nicht besteuert war, gab es nur einen drawback, eine versteckte Zollprämie, in dem Unterschiede zwischen Zollsatz bei der Einfuhr von Rohzucker und Zollrestitutionsatz bei der Ausfuhr von Raffinade. In dem Augenblicke, als der Rübenzucker einer inneren Besteuerung unterlag, wurde die Steuerrückvergütung beim Exporte der Spielraum für die Steuerprämie jeglicher Art. Seither entfaltete sich auch das Communicationswesen, welches damals noch in der Kindheit lag, es entstanden nach und nach die geheimen und offenen Refactionen, Ausnahms- und Differential-, kombinierte und directe Tarife, jede dieser neuen Errungenschaften der Tarifpolitik trug den Keim einer neuen Frachtpremie in sich, der, durch die Verschärfung der Concurrenzverhältnisse im Welthandel genährt, sich kräftig entwickelte.

Denn zu einer wuchernden Entwicklung des Prämienunwesens kam es erst dann, als zur Concurrenz das durch Großbritannien propagierte extremste Freihandelsystem hinzutrat. England selbst hob nach stufenweiser Herabsetzung seiner Zuckerzölle diese und damit die Rückvergütungen im Jahre 1874 gänzlich auf, brachte mit einem glänzenden, aber rücksichtslosen Schachzuge ein Opfer, um desto mehr zu gewinnen. Es machte sich dadurch einerseits von der verwickeltesten internationalen Prämienwirtschaft unabhängig und wurde andererseits in noch weit höherem Maße als bisher der Markt, um welchen die anderen, Prämien gewährenden Staaten rangen. Die englischen Zolleinnahmen versiegten, die britischen Colonien mußten den Vorrang in der Versorgung des englischen Marktes dem europäischen Rübenzucker überlassen, der englische Colonialzuckerhandel verjümpfte, die ehemals

blühende englische Raffinationsindustrie gieng völlig zugrunde. Tausende von englischen Arbeitern wurden hierdurch brotlos; denn es vollzog sich infolge des als Consequenz der rücksichtslosen englischen Freihandelspolitik anbrechenden Prämienkrieges der concurrierenden Continentalstaaten auf dem englischen Markte ein Preisfall des Zuckers, den trotz aller technischen Vervollkommenung und Productionssteigerung kaum jemand für möglich gehalten hätte. Aber das Vereinigte Königreich setzte das Interesse seiner Consumenten demjenigen seiner Raffinerien und seiner colonialen Zuckerindustrie voran. Das durch die Verbilligung des Zuckers dem englischen Publicum seitens der Prämien gewährenden Staaten dargebrachte Geschenk betrug jährlich 20 bis 30 Millionen Gulden, und nebsther entwickelten sich — an was vorerst gar nicht gedacht war — andere Industrien, welche den Zucker als Rohstoff verwendeten, wie die Obstmusbereitung, Conservenfabrication, Mineralölimitation cc., in kolossalem Umfange; dieselben benöthigten dreimal so viel Zucker zu halben Preisen, beschäftigten dreimal so viel Arbeiter als die einstigen Raffinerien.

Dadurch wurde einerseits die Concurrenzfähigkeit der gleichartigen continetalen Industrien gebrochen, andererseits wuchs die continentale Zuckerprämie immer mehr. Und da die Gewährung von Prämien behufs Gewinnung des britischen Marktes nicht nur für diesen allein, sondern naturgemäß gleichzeitig für den gesammten Export erfolgte, so gab die englische Freihandelspolitik indirect den Anstoß zur weiteren Entfaltung des Prämienystems. Vor der Zollaufhebung war die französische Prämie verhältnismäßig die bedeutendste; jetzt marschirte Oesterreich-Ungarn an der Spitze der Prämien gewährenden Staaten. Unsere versteckte Prämie wurde unter der Herrschaft des Pauschalystems so weit entwickelt, daß der Fiscus schließlich nicht bloß keinen Reinertrag aus der Zuckersteuer zog, sondern zu Ende der Siebzigerjahre sogar Verluste unter dem Titel verzeichnete. Bis 1881 wurden nur versteckte Ausfuhrsprämien bewilligt, offene Prämien waren durch die Meistbegünstigungsverträge verboten. Frankreich und Rußland brachen 1881, respective 1885 auch dieses Übereinkommen, die anderen Staaten folgten nach. 1884 trat Frankreich unsere Erbschaft an, indem es, successive steigend, bedeutende versteckte Prämien gewährte. Nun gab es Staaten, wie Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Holland, welche nur offene Steuerprämien, andere, wie Frankreich, Belgien, Rußland, die Vereinigten Staaten, welche nur versteckte Prämien in ihre Steuergeßgebung aufnahmen. Seit 1897 that Frankreich noch ein übriges und activierte neben der versteckten die offene Prämie.

Man könnte einwenden, daß auch andere Artikel des Welthandels der Concurrenz unterliegen, daß auch andere Waren in manchen Ländern zollfrei zur Einfuhr gelangen, ohne von dem Ausfuhrstaate prämiert zu werden oder ohne in so großem und allgemeinem Umfange eine Exportbegünstigung zu genießen, daß dieselbe sich zu einem vollständigen Prämiensystem heranbilden müßte. Die Erklärung des Widerspruches ist in den speciellen Voraussetzungen des Zuckerhandels zu suchen. Denn auf diesem Gebiete spielt sich der erbitterteste Concurrenzkampf ab, hier streitet das Erzeugnis der heißen Tropen mit dem Producte der gemäßigten Zone. Und daß der Kampf so hartnäckig geführt wird, dies liegt in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Es war eine Zeit, da die Baumwolle der heißen Zone der europäischen Schafwolle den Platz bestritt; die Tropen siegten, und selbst die australische Schafwolle ließ jener den Rang ab. Man würde im ersten Momente glauben, die höheren Kosten des europäischen Erzeugnisses seien die Veranlassung zu seiner Niederlage gewesen. Doch war es nicht die alleinige Ursache, denn in diesem Falle hätte der Unterschied durch die Gewährung von Prämien seinen Ausgleich gefunden, ebenso wie die Concurrenz der australischen Butter auf dem englischen Markte mit den Hervorbringungen der hochstehenden dänischen Milchwirtschaft heute ausschließlich durch namhafte Exportprämien aufrecht erhalten wird. Aber die extensiv-e Schafzucht erfuhr in den vorgeschrittenen Kulturstaaten eine wesentliche Beschränkung, weil die Weiden aufgebrochen und zu Ackerland verwendet wurden, weil sich ein Übergang von der extensiven zur intensiven Wirtschaft vollzog, in welcher die Schafzucht keinen Platz hat. Der Rübenzucker hingegen ist das Product der intensiven Wirtschaft; die Rübe selbst äußert den wohlthätigsten Einfluß auf die intensivere landwirtschaftliche Cultur, mit deren Hilfe allein noch bei gesunkenen Getreidepreisen in zahlreichen Betrieben Mittel- und Westeuropas eine minimale Grundrente erzieltbar ist. Und da die Rübe eine intensive Cultur bedingt, welche den tropischen Gebieten abgeht, aber in den Staaten des alten Europa gepflegt und erzogen wird, so ist der Sieg des Rübenzuckers vorausichtlich. Deshalb klammern sich auch die Rübenproductionsstaaten an die Erhaltung, ja an die Erweiterung ihres Zuckerexportes mit allen Mitteln fest.

Der bisherige Gang des Handels hat die Suprematie der europäischen Zuckerpflanze klar bewiesen. Dies leuchtet aus den folgenden Zahlen über die Gestaltung der Production in den für den Welthandel bedeutenden Gebieten hervor:

Campagne	Rüben- zucker- production	Rohr- zucker- pro- duction	Gesamt- production	Productions- steigerung in Procenten	Procent- verhältnis zwischen		
Durchschnitt:	in 1000 Tonnen			Rüben- zucker	Rohr- zucker	Rüben- zucker	Rohr- zucker
1870/71 bis 1874/75	1161	1863	3024	100	100	38.4	61.6
1875/76 bis 1879/80	1506	1998	3540	130	107	42.9	57.1
1880/81 bis 1884/85	2222	2299	4533	193	123	49.3	50.7
1885/86 bis 1889/90	2697	2591	5210	228	137	50.8	49.2
1890/91	3666	2860	6526	316	148	50.2	49.8
1891/92	3437	3160	6597	296	169	52.1	47.9
1892/93	3372	2350	6322	290	153	53.3	46.7
1893/94	3725	3270	6995	321	175	53.2	46.8
1894/95	4691	3173	7828	404	170	59.9	40.1
1895/96	4173	2347	6520	359	126	64.0	36.0
1896/97	4718	2263	6981	407	122	67.6	32.4
1897/98	4620	2397	7017	400	129	65.8	34.2

Die Steigerung der Rübenzuckerproduction beträgt seit dem Jahre 1870 300%, die Steigerung der Rohrzuckerproduction nur 30%, in letzter Zeit zeigt sich bei dieser ein Stillstand, während die ziemlich bedeutende Steigerung des Consums allein durch die Rübenzuckererzeugung befriedigt wird. Ganz unstreitig sind weite Rohrzuckerdistricte, die früher den Weltmarkt beherrschten, durch die Rübenzuckerindustrie in der empfindlichsten Weise bedrängt. Die wissenschaftliche Rübenzucht und die vorgeschrittene Fabrikstechnik, durch welche die Fabricationskosten bei höheren Ausbeuten wesentlich vermindert wurden, die geringeren Arbeitslöhne und Brennmaterialkosten, der Überfluß an Capital und der damit zusammenhangende niedere Zinsfuß sind — abgesehen von den Prämien — Begünstigungen, welche der bescheidenere Landpreis sowie der der Wohlthat des Klimas zu verdankende Reichtum des Rohres an zuckerhaltigem Saft und alle sonstigen natürlichen Vortheile der colonialen Industrie nicht überflügeln konnten.

Wohl hat die Entwicklung der europäischen Rübenzuckerindustrie die coloniale Rohrzuckerindustrie in neue Bahnen gedrängt. Der Kampf der beiden Industrien endigte mit dem Ruin aller wirtschaftlich schwachen Rohrzuckerproducenten, und es entstand eine neue Rohrzuckerindustrie, welche, ausgerüstet mit den vorgeschrittenen technischen Behelfen, der Rübenzuckerindustrie wieder in erbittertem Kampfe entgegentritt. Zudem sind in den jüngeren Productionsgebieten der tropischen Sonne die Cultur und Fabricationsmethoden theils noch so primitiv und verbesserungsfähig, stehen noch so weite Flächen heißen,

feuchten Niederungsbodens dem Anbaue des Zuckerrohres offen, daß hier ein großes Feld der Thätigkeit für intelligente, capitalskräftige Unternehmer vorliegt. Andererseits ist in den für den Welthandel heute ausschlaggebenden Produktionsgebieten, abgesehen von zwei bis drei Territorien, eine räumliche Ausdehnung des Plantagenbaues nicht mehr möglich. Mehrere Districte sind bereits an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Diverse Rohrkrankheiten zwingen eben in den leistungsfähigsten Gebieten zur Auflaffung dieser Cultur, nachdem die alten Rohrpflanzungen weniger widerstandskräftig, die alten Rohrböden productionsmüde geworden. Öftere Wirbelstürme, Heuschreckenschwärme, Revolutionen zc. drücken in manchen Colonien und Colonialstaaten der ganzen Production den Stempel der Unsicherheit auf. Die Colonialzuckerindustrie ist auch insofern in eine schlechtere Lage gerathen, als bei der immer fortschreitenden Emancipation der Sklaven die Arbeitskraft sich verringert, die einheimische Arbeitskraft sich überhaupt jährlich vertheuert, während die eingewanderten Elemente für den Zuckerrohrbau nicht in Betracht kommen; denn die Arbeit in den heißen, dunstigen Rohrplantagen ist derart anstrengend, daß sie regelmäßig nur von den unter der tropischen Sonne geborenen Schwarzen und Culis geleistet zu werden vermag. Es fehlt ferner an genügendem Brennmaterial; das ausgepreßte Rohr mit seinem bedeutenden Reste an Zucker muß die Kohle ersetzen, deren Transportschwierigkeiten bis in die Zuckersiedereien der Colonien zum größten Theile niemals werden überwunden werden können. Die Produktionskosten des Colonialzuckers gestalten sich dadurch — wie ziffermäßig ausgewiesen — ¹⁾ im allgemeinen höher als diejenigen des europäischen Rübenzuckers. Endlich ist das Preisniveau des Artikels Zucker auf einem Punkte angelangt, welcher in erster Linie die Existenz der Rohrzuckerproducenten bedroht. Bezeichnend hierfür und in vieler Beziehung lehrreich ist der Bericht über die Verhandlungen der Commission inquiring into the depression in the West Indian Colonies vom Jahre 1897. Der Nettopreis eines englischen Centners Zucker von 88° Rendement müsse in den Antillen einen Durchschnittswert von 10 Schilling 6 Pence (circa 12 Gulden pro Metercentner) besitzen, um bloß nothdürftig fortzukommen; aus allen Verbesserungen seien Vortheile gezogen worden, die Produktionskosten bis zur äußersten Grenze reducirt, dennoch gehe die Rohrcultur zurück.

¹⁾ Siehe diesbezüglich unseren Aufsatz „Die Zukunft des Zuckerhandels der Welt“ im „Pester Lloyd“ 1899, Nr. 121.

Die Ausbeute in Demerara betrage nur 10 bis 12%, während die europäische Zuckerrübe durchschnittlich 12 bis 13% Ausbeute liefert; die Errungenschaft der Rübenzuckertechnik, die Diffusion, mache sich nicht bezahlt, weil dieselbe eine Menge Kohle fordere; auch die Saturation, Holzkohlenreinigung, Hochdruckclassificierung und Osmoje haben keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Durch die unsichere Zukunft und infolge der Prämien sei der Credit der Industrie vollständig vernichtet. Laut ertönen die Rufe der englischen Rohrzuckerproducenten nach Staatshilfe. Sie sehen in der europäischen Ausfuhrprämie die Ursache allen Übels und erhoffen von deren Abschaffung ihr Heil.

Dass aber nicht nur die Prämie Ursache des relativen Niederganges der colonialen Zuckerindustrie ist, zeigt Indien, ein Land, welches selbst 30 Millionen Metercentner Rohrzucker, die Hälfte der gesammten Rohrzuckerproduction der Welt, erzeugt und sich der Einfuhr des Rübenzuckers kaum erwehren kann. Die indischen Rohrzuckerproducenten besitzen drei Schutzelemente, denn der Rübenzucker muß die Fracht von Triest oder Hamburg nach Bombay oder Calcutta, den 5%igen Wertzoll und die Fracht im Inlande tragen. Nimmt man die Bahn- und Seefracht Zuckerfabrik—Triest—Bombay mit 1 fl. 50 fr., den Zoll mit 1 fl. 32 fr. pro Metercentner an, so ist es klar, dass die österreichisch-ungarische Prämie, welche von 1 fl. 30 fr. bis 2 fl. schwankt, reichlich aufgewogen wird und Indien daher theurer producirt als die europäischen Rübenzuckerländer. Aber auch andere Colonialzuckerstaaten, wie China und Japan, Aegypten und der südafrikanische Zollverein, die Vereinigten Staaten und die meisten südamerikanischen Republiken sowie der australische Continent, importieren Rübenzucker.

Die Productions- und Exportverhältnisse der Rohrzuckerindustrie in der Campagne 1896/97, respective 1897/98 zeigt folgende, mit Rücksicht auf die Produktionskosten des österreichisch-ungarischen Zuckers geordnete und mit theilweiser Benützung der Daten von Prinien-Geerligs „Archief voor de Java-Suikerindustrie 1898“ verfasste Zusammenstellung:

mit niedrigeren Erzeugungskosten:	Production in Tonnen	Ausfuhr
Formosa	50.000	50.000
Philippinen	225.000	200.000
Java	540.000	540.000
Mauritius	140.000	140.000
Réunion	35.000	35.000
Cuba	300.000	300.000

	Production in Tonnen	Ausfuhr
mit niedrigeren Erzeugungskosten:		
Fitschi-Inseln	35.000	35.000
Sandwich-Inseln	160.000	157.000
mit ungefähr gleichen Erzeugungskosten:		
Cochinchina, Siam	15.000	—
Straits-Settlements	15.000	15.000
Ägypten	100.000	60.000
Natal	30.000	6000
Madeira, Canarische Inseln	1000	1000
Portorico	55.000	50.000
Haïti, San Domingo	50.000	13.000
Jamaica	23.000	23.000
mit höheren Erzeugungskosten:		
Spanien	15.000	—
Indien	3,000.000	40.000
China	200.000	26.000
Japan	33.000	—
Vereinigte Staaten	230.000	—
Mexico	70.000	—
Guadeloupe	43.000	40.000
Martinique	35.000	35.000
Barbados	50.000	50.000
Trinidad	47.000	47.000
Leeward-Inseln	35.000	35.000
Windward-Inseln	7000	7000
Demerara	100.000	100.000
Suriname	7000	7000
Britisch-Honduras, Guatemala, Nicaragua, Venezuela	59.000	—
Ecuador	6000	1000
Peru	120.000	75.000
Brasilien	250.000	150.000
Argentinien	80.000	30.000
Paraguay, Uruguay	30.000	—
Queensland	100.000	70.000
Neu-South-Wales	22.000	—

Zusammen 6,313.000 2,338.000

Die Rübenzuckerproduction und ihr Export in der Campagne 1897/98 werden durch die folgenden Zahlen veranschaulicht:

	Production in Tonnen	Export Rohzucker= wert
Deutschland	1,837.100	1,041.600
Österreich-Ungarn	821.700	493.500
Rußland	740.000	142.000
Frankreich	713.000	463.700
Belgien	234.000	179.500
Holland	125.600	100.400
Schweden	86.300	—
Dänemark	30.000	6200
Europäische Importstaaten	50.000	—
Vereinigte Staaten	50.000	—
Zusammen		4,687.800 2,476.900

Die Sache verhält sich demnach derart, daß wohl manche Rohrzuckerländer — und unter ihnen steht Cuba an erster Stelle — billiger oder wenigstens so billig producieren wie die Rübenzuckerländer, und diese Production stellt sich nach unserer Berechnung auf circa 18,000.000 q, wovon allerdings circa 16,000.000 q für den Export bestimmt sind; der restliche Theil von 45,000.000 q wird theurer erzeugt und zumeist im Inlande, in geringen Mengen in den benachbarten Consumgebieten verbraucht, während circa 6,000.000 q hiervon mit theilweise bedeutenden Prämien auf den Weltmarkt gelangen. Hingegen beträgt die Production des prämierten Rübenzuckers circa 47,000.000 q, der Export desselben 24,000.000 bis 25,000.000 q, woran Deutschland an erster Stelle participiert, während unsere Monarchie sowohl in Bezug auf Production als in Hinsicht auf die Erzeugungskosten den zweiten Platz einnimmt.

Die Concurrenz ist mithin zweifach. Rohrzuckerländer kämpfen mit Rübenzuckerländern und Rohrzucker- und Rübenzuckerländer untereinander um den Vorrang im Welthandel, und dieser Kampf wird von allen Folgen einer dem Freihandel sich zuneigenden internationalen Wirtschaftspolitik begleitet. Es erhöht sich die Production, weshalb die Arbeitsgelegenheiten sich mehren und die Preise sinken. Die Erniedrigung der Preise hebt den Consum und zwingt zu billigerer Erzeugung, wodurch die Technik sich in bewunderungswürdiger Weise entwickelt. Es wird aber auch die Überproduction stabilisiert, die Überspeculation gewinnt an Ausdehnung,

der Preis sinkt unter die Gestehungskosten, und schließlich erweist sich die auf den Weltmarktpreis noch deprimierender wirkende Prämie als einziges Mittel zur Aufrechterhaltung des Exportes. Man beglückt das Ausland mit den heimischen Erzeugnissen unter dem Kostenpreise, und um den dadurch entstehenden Ausfall wieder einzubringen, deckt man den Verlust durch Staatsprämien und bei den inländischen Consumenten in Form künstlich erhöhter Preise. So erwächst der wirtschaftliche Mißstand, daß die zur Unterstützung der Industrie aufgebrachten Prämiensummen ins Ausland fließen, und hieraus folgt die nationalökonomisch fast unbegreifliche Sinnlosigkeit, daß der Masse des Volkes im Inlande durch die inländische Industrie ein zweiter Tribut auferlegt wird in Gestalt eines Kartellpreises, um ihrerseits für den Verlust, welcher daraus entspringt, daß der Weltmarktpreis durch die Prämien herabgedrückt wird, sich zu entschädigen.

Leider haben die Bemühungen, durch eine internationale Einigung die Beseitigung der Zuckerprämien zustande zu bringen, immer Schiffbruch gelitten; wir haben also außer dem principiellen, theoretischen noch einen durch die Umstände uns aufgedrungenen Standpunkt zu unterscheiden. Die Prämie ist ein Übel, dessen Nothwendigkeit dadurch begründet erscheint, daß unsere Concurrenten auf den Auslandsmärkten ebenfalls Prämien gewähren. Sie wird ihre praktische Berechtigung für den Einzelstaat haben, solange nicht eine internationale Convention über ihr Los entscheidet, und sie wird diese praktische Berechtigung — wenn eine allgemeine Abschaffung nicht erfolgt — nur dann verlieren, wenn die Größe des Nutzens, welchen der durch sie geförderte Zuckerexport gewährt, durch die Größe ihrer Nachtheile überschritten wird. Nach dem heutigen Stande der Dinge handelt es sich also um die Bestimmung der Grenze, an welcher der praktische Wert, der effective Nutzen der Prämie für unsere Industrie und Landwirtschaft sich deckt mit den für sie vom Staate und von den Consumenten gebrachten Opfern.



Die Lösung dieses Problems erfordert die Beantwortung einer Reihe von Fragen: Wie hoch sich die Auslagen für die Zuckerprämien stellen, welchen indirecten Nutzen der Export abwirft, wie weit demnach der Staat in der Steigerung des Prämienfußes oder des Prämiencontingentes gehen darf? Worin die Schädigung einer einseitigen Aufhebung oder Beschränkung der Prämien besteht? Ob die für die Prämien

gebrachten Opfer nicht besser direct für die durch den Export geförderten Zweige der Volkswirtschaft verwendet werden könnten? Ob sich der Export ganz oder wenigstens größtentheils durch einen vermehrten Absatz im Inlande, respective durch die Förderung des Zuckerconsums ersetzen läßt? Und bei Behandlung dieser Fragen müssen wir noch berücksichtigen, daß sowohl die Exportinteressent als auch eine gemeinsame Prämienspolitik die beiden Reichshälften miteinander verknüpfen, daß demnach in diesem Falle das Gesamtinteresse der Monarchie mit den speciellen Interessen Oesterreichs und mit denjenigen Ungarns äußerlich und organisch verbunden ist, wie aus dem Vergleiche der gegenseitigen Verhältnisse hervorgeht.

In Bezug auf die Productionsbedingungen ist die ungarische Zuckerindustrie ungünstiger gestellt als die österreichische. Ihre Rübe ist durchschnittlich zuckerärmer als die österreichische, sie befindet sich hinsichtlich der Transportkosten im Nachtheile, denn während in Oesterreich jede Fabrik von ihrem Rübenbaugebiete unmittelbar umgeben ist, müssen die ungarischen Fabriken einen großen Theil ihres Rohmateriales aus entlegenen Comitaten beschaffen. Auch in Bezug auf die Tagelöhne befinden sie sich in keiner günstigeren Lage; denn der Tagelohn ist in Ungarn höher, und außerdem herrscht die Calamität, daß in der Nähe einzelner Fabriken oft das entsprechende Arbeiterpersonal nicht zur Verfügung ist. Ebenso befindet sich Ungarn hinsichtlich des Brennmaterialies, welches bei der Fabrikarbeit sehr ins Gewicht fällt, in viel schwierigerer Situation. Im Nachtheile befinden sich die ungarischen Fabriken ferner bezüglich der Amortisation des Capitaies, denn es ist eine offenkundige Thatsache, daß die österreichischen Fabriken seit längerer Zeit bestehen und die Amortisationen entweder ganz oder überwiegend abgeschrieben haben, was bei den ungarischen Fabriken nicht der Fall ist. Demgegenüber verfügt die ungarische Industrie durchschnittlich über ein billigeres Rübenmaterial und über einen größeren Betriebsumfang der Fabriken, wodurch die Verwaltungsregie pro Productionseinheit vermindert wird, ohne daß jedoch diese Vortheile imstande wären, die geschilderten Nachtheile zu paralisieren.

Ein großer Unterschied der Zuckerindustrie beider Reichshälften besteht auch in der Ungleichheit ihrer Entwicklung, was folgende, den Angaben des „Centralvereines für Rübenzuckerindustrie in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ entnommene und daraus berechnete Zahlen demonstrieren:

Campagne	Zahl Aufgearbeitete Rübenmenge				Procent=	Rübenverarbeitung	
	der Fabriken	in 1000 q		verhältniß		pro Fabrik in q	
	Österr. Ung. ¹⁾	Österreich	Ungarn ¹⁾			Österreich	Ungarn ¹⁾
1893/94	196	18	54.546	9.466	84·8 : 15·2	278.300	526.000
1894/95	197	20	74.645	10.630	87·8 : 12·2	378.900	531.500
1895/96	195	21	46.453	11.111	80·7 : 19·3	238.200	529.100
1896/97	196	21	64.800	13.860	82·4 : 17·6	330.600	660.000
1897/98	194	21	54.676	13.978	79·7 : 20·3	282.000	665.600

Campagne	Nettoproduction		Procent=	Rohzucker=		Abfertigung zur	
	in 1000 q	Rohzuckerwert		ausbeutung	Ausfuhr in	1000 q Rohzucker	Procent=
	Österr. Ung. ¹⁾		ver=	per 1 q Rübe	1000 q Rohzucker		verhältnis
	Österr. Ung. ¹⁾		hältnis	in Kilogr. Österr. Ung. ¹⁾	Österr. Ung. ¹⁾		
1893/94	7.233	1.107	86·7 : 13·3	13·3	11·7	4.479	422 91·4 : 8·6
1894/95	9.336	1.109	89·4 : 10·6	12·5	10·4	4.136	393 91·3 : 8·7
1895/96	6.423	1.388	82·3 : 17·7	13·8	12·5	4.295	750 85·1 : 14·9
1896/97	7.871	1.428	84·7 : 15·3	12·1	10·3	4.816	835 85·2 : 14·8
1897/98	6.704	1.513	81·6 : 18·4	12·3	10·9	4.225	710 85·6 : 14·4

In Österreich ist die Zuckerindustrie im Verhältnisse des für den Rübenbau geeigneten Culturbodens viel ausgedehnter als in Ungarn. Die österreichische Industrie ist nurmehr im geringen Maße einer Ausdehnung fähig, die ungarische Zuckerindustrie bedarf noch der Entwicklung. Österreichs Interesse liegt mehr in der Erhaltung seiner mächtigen Zuckerindustrie, Ungarns Interesse hingegen fordert die Förderung der Ausdehnung seiner bezüglich der Produktionsbedingungen im Nachtheile befindlichen schwächeren Industrie aus wirtschaftlichen Gründen.

An der Gewährung von Prämien ist daher die österreichische Industrie mindestens in dem gleichen Maße betheiligt wie die ungarische. Denn wenn die Prämienpolitik einerseits zur Förderung des ungarischen Exportes dienen soll, so knüpfen sich andererseits an die Aufrechterhaltung des sechsmal größeren österreichischen Exportes die schwerwiegendsten wirtschaftlichen Interessen; fordert mithin die ungarische Zuckerindustrie die Prämie, so fühlt Österreich die Nothwendigkeit derselben ebenfalls, umgekehrt vertheidigt die österreichische Prämienpolitik auch die ungarischen Interessen, da die ungarische Industrie die Prämien schon als Ausgleichsmittel für ihre ungünstigeren Produktionsbedingungen benötigt. Nun ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Möglichkeit einer prämiapolitischen Begünstigung des einen Theiles

¹⁾ Incl. Bosnien und Herzegovina.

auf gemeinsamer Basis ausgeschlossen erscheint, während die Befolgung einer selbständigen, forcierten Prämienpolitik den finanziellen Interessen beider Theile widerspricht. Der Concurrenz würde in diesem Falle auch eine Erhöhung der Prämien gewährt werden, und bei der daraus entstehenden wirtschaftlichen Reibung würde kein Theil gewinnen. Beide Industrien müssen somit Hand in Hand und nebeneinander concurrirten, ohne sich durch Prämienkämpfe voneinander entfernen zu lassen.

Die österreichisch-ungarische Prämie wird offen gewährt, die Höhe derselben ist daher bekannt. Nach den „Ergebnissen der Verzehrungssteuern“ war in der Monarchie:

Campagne	der Export von Rohzucker und Raffinade in Metercentnern	die hierfür ausbezahlten Prämien in Gulden
1893/94	4,504.559	9,706.707
1894/95	4,134.276	9,068.112
1895/96	4,721.356	9,688.589
1896/97	5,187.445	11,123.274
1897/98	4,466.025	10,173.132

Die mit Exportprämien über die Zollgrenze verfrachtete Zuckermenge betrug im Durchschnitte der Campagnen 1893/94 bis 1897/98 4,602.732 q, wofür durch den Staat und die Industrie eine Prämiensumme von 9,951.963 fl. verausgabt wurde; es entfiel somit auf jeden Metercentner exportierten Zuckers eine Prämie von 2 fl. 16 fr. Durch die Exportprämie wird aber auch der inländische Consument belastet; denn der Inlandspreis des Zuckers richtet sich — abgesehen von jeder Kartellserhöhung — nach jenem Preise, welchen der Zucker auf dem Weltmarkte erreicht, abzüglich der Fracht vom Inlandsmarkte zu dem zu uns gravitierenden Exportmarkte und zuzüglich der Exportprämie und zwar der Exportprämie des raffinierten Zuckers, nachdem fast ausschließlich dieser zum Consum gelangt. Die Fracht von Prag nach Hamburg, von Wien oder Budapest nach Triest oder Genua können wir sammt den noch etwa auflaufenden Speisen durchschnittlich mit 90 fr. pro Metercentner annehmen, die Differenz gegen die Prämie pro 2 fl. 50 fr. beträgt somit 1 fl. 60 fr.; das ist der Satz, mit welchem der Inlandspreis durch die Prämie theoretisch vertheuert wird.

Die „Ergebnisse der Verzehrungssteuern“ weisen die Menge des gegen Entrichtung der Verzehrungssteuern hinweggebrachten Zuckers mit folgenden Zahlen aus:

Campagne	Metercentner	Campagne	Metercentner
1893/94	2,740.063	1896/97	3,050.601
1894/95	3,225.960	1897/98	3,376.013
1895/96	3,294.956		

Die Größe des österreichisch-ungarischen Zuckerconsumes war in der Campagne 1893/94 bis 1897/98 durchschnittlich 3,137.519 q. Es beträgt somit die Belastung des Consumenten 5,020.030 fl.; Staat und Industrie participieren an der Prämie mit 9,951.963 fl., demgemäß erwachsen der Nationalwirtschaft aus der Prämie an Gesamtkosten ungünstigsten Falles 14,971.993 fl.

Nun ist andererseits in Betracht zu ziehen, daß unter den heutigen durchschnittlichen Preisverhältnissen, die wahrscheinlich auch in Zukunft keine Besserung erfahren werden, hauptsächlich die Prämie den Export aufrecht erhält, und eine einseitige Aufhebung der Prämie gleichbedeutend wäre mit der Verschlechterung des Exportes. Denn der Betrag von 2 fl., mit welchem die Ausfuhr jedes Metercentners Zuckers unterstützt wird, läßt sich weder durch eine rasche Erleichterung der Communication oder durch deren wesentliche Frachtkostenverminderung noch durch eine plötzliche Verbilligung der Production ersetzen. Diese kleinen Mittel wurden bereits nach Möglichkeit ausgenützt und können nurmehr in engen Grenzen und selbst das bloß successive zur Anwendung gelangen. Und schließlich benöthigen wir auch den Spielraum, welcher in der größeren Ausnützung jener kleinen Mittel noch erübrigt, nicht zum Schutze des Exportes, sondern zur Förderung desselben im Wege der Stärkung unserer Concurrenzfähigkeit. Der Umstand, daß Frankreich und Deutschland ihre Prämien erhöhten, weist darauf hin, daß die Fabriken unserer Monarchie den Kampf thatsächlich schwer bestehen.

Und würde die directe Zuwendung der Prämiensummen an die an dem Exporte theilhabenden Zweige der Volkswirtschaft von nützlicheren Folgen begleitet sein als ihre Verwendung zur Erhaltung des Exportes selbst? Keineswegs. Die für die Ausfuhr verausgabten Prämiensummen bilden, streng genommen, ein Betriebscapital, welches jährlich durch eine Menge nationaler Arbeit fructificiert wird, deren Gegenwert in dem für exportierten Zucker eingekommenen Geldbetrage zu suchen ist.

Der Wert der Ausfuhr an prämiirtem Roh- und raffinirtem Zucker wird durch die monatlichen Ausweise des Warenverkehrs des österreichisch-ungarischen Zollgebietes wie folgt berechnet:

Campagne	Gulden	Campagne	Gulden
1893/94	88,295.340	1896/97	95,376.852
1894/95	58,598.702	1897/98	61,222.771
1895/96	70,610.780		

Dieser Wert repräsentiert nach den Daten der Verkehrsstatistik im Jahresdurchschnitte 1893/94 bis 1897/98 die stattliche Summe von 68,820.889 fl. Nun betrug, berechnet nach den Berichten der Ackerbauministerien beider Staaten, der Wert der Ernte eines Hektar Ackerlandes, wenn es mit Getreide, beziehungsweise Weizen, Roggen, Gerste, Hafer bestellt war, 59 fl., mit Zuckerrübe 149 fl., die Differenz zu Gunsten der letzteren und somit der Wert der Mehrarbeit beim Rübenbau 90 fl. pro Hektar.

Die Ausdehnung des Zuckerrübenbaues nach den Angaben der Fabriken und die Größe der Production an rohem und raffiniertem Zucker nach den Ergebnissen der Verzehrungssteuern veranschaulichen die folgenden Zahlen:

Campagne	Rübenbauarea in Hektaren	Zucker-Nettoproduction in Metercentnern
1893/94	530.000	7,641.214
1894/95	376.000	9,618.210
1895/96	289.000	7,096.192
1896/97	350.000	8,528.106
1897/88	302.000	7,372.766

Nach den Angaben der Erntestatistik und den Resultaten der Verzehrungssteuern stellt sich in den Campagnen 1893/94 bis 1897/98 die Ausdehnung der abgeernteten Zuckerrübenfläche daher auf 333.400 ha, die Zucker-Nettoproduction auf 8,051.298 q; der Roh- und Raffinade-Zuckerexport beträgt, wie früher berechnet, 4,602.732 q. Die durchschnittliche Zuckerproduction pro Hektar Rübenbau ist 24.15 q. Für die exportierte Menge wird demnach eine Area von 190,000 ha benötigt. Der Arbeitsgewinn, welchen die Landwirtschaft aus dem Zuckerexporte zieht, pro Hektar mit 90 fl. bewertet, beläuft sich auf 17,800.000 fl. Der Arbeitsgewinn, mit welchem die anderen Zweige der nationalen Production an dem Zuckerexporte theilhaftig sind, resultiert, wenn der Erlös für die Rübenerte mit 149 fl. pro Hektar, das ist für 190.000 ha mit 28,300.000 fl. von dem Werte des exportierten Zuckers, das ist von 68,800.000 fl. in Abzug gebracht wird. Demnach entfällt auf den letzteren ein Wert von 40,500.000 fl., zusammen auf den Arbeitsgewinn von Landwirtschaft und Industrie ein Wert von 58,300.000 fl. Das

durch die Prämien gebrachte Opfer von 15,000.000 fl. wird also mit einer reichlichen Verzinzung dem Lande wieder zurückerstattet.

Es ist ganz gleichgiltig, welcher Bruchtheil der obigen Summe als Reinnutzen verbleibt, respective um welchen Betrag das Nationalvermögen jährlich durch den Nettoertrag der von der Zuckerindustrie sich nährenden Landwirtschaft und anderer Industrien und Handels- und Verkehrsanstalten wächst. Thatsächlich läßt sich die Gegenleistung des für ins Ausland verkauften Zucker einfließenden Geldes größtentheils in nationaler Arbeit auflösen; der Taglohn, der Brennstoff, das Spodium, sämtliche Fabriksbedürfnisse, der Frachtlohn u. sind ja im Grunde genommen Arbeit, durch welche unzählige Existenzen im Inlande ihre Beschäftigung und ihren Erwerb finden, welche andererseits nicht fructificiert werden kann, mit dem Aufhören oder Sinken des Exportes verloren giengen. Welche Bedeutung aber ein jährlicher Export von 4,600.000 q Zucker für die heimische Land- und Forstwirtschaft besitz, wollen wir nur in wenigen Zügen andeuten.

Zunächst ist das Moment zu erwägen, daß der nach dem Auslande exportierte Zucker beiläufig die Hälfte der inländischen Production bildet, bei dessen Wegfall das Äquivalent jener unzähligen indirecten Vortheile preisgegeben würde, welche für die Land-, Volks- und Staatswirtschaft aus einem ausgedehnten Zuckersfabrikbetriebe resultieren. Man denke an die Gefahr, welche unsere Landwirtschaft durch eine wesentliche Einschränkung des Rübenbaues bedrohen würde, an die intensiven Wirtschaftsbetriebe, deren große Investitionen nur durch den Rübenbau amortisiert werden können, an die 190.000 ha betragende Rübenbaufläche, welche durch die Exportindustrie in Anspruch genommen wird, und die mit der Preisgabe des Exportes einer anderen Cultur zugeführt werden müßte. Wenn der Einwand erhoben wurde, daß bei den heutigen schlechten Rübenpreisen die Landwirtschaft keinen finanziellen Gewinn aus dem Rübenbaue zieht und daher auch die Berechtigung der Prämie hinfällig wird, so ist diese Folgerung doch nicht stichhaltig. Der Nutzen, welchen der Rübenbau der Landwirtschaft bringt, besteht zum geringeren Theile aus dem directen Reinertrage; viel größer ist die indirecte wohlthätige Wirkung, welche der Rübenbau auf die Hebung der Rentabilität des ganzen Wirtschaftsbetriebes ausübt. Verschwindet der erstere, so bleibt trotzdem die letztere vorhanden und mit ihr die Berechtigung der Prämie.

An die Ausfuhrbonification knüpfen sich aber noch andere Interessen. Die Entwertung von Millionen immobilisierter Werte, die Ent-

ziehung von Tausenden von Arbeitskräften wäre für unsere Volkswirtschaft überhaupt, die Abnahme des Massentransportes von Rübe, Kohle u. für die Einnahmen unserer Eisenbahnen von den schädlichsten Folgen. Das allmähliche Versiegen des Einstromens von 70,000.000 fl. Geldwert für die ausgeführten Zuckermengen würde die Gestaltung unseres Wechselcourses und unserer Valuta auf das ungünstigste beeinflussen. Durch die Abnahme des Zuckerexportes und somit des Seeverkehrs würden auch andere Exportartikel in Mitleidenschaft gezogen und so die der Schifffahrt geopfertem Subventionen kaum amortisiert werden können.

Wenn wir andererseits bedenken, daß sich die Aussichten für die Ausfuhr von Jahr zu Jahr verschlechtern, daß die Exportbonification nichts anderes ist als eine Arbeitssteuer, die wir dem Auslande bezahlen, daß wir aber auf den eigenen Markt ein unbestrittenes Recht besitzen und der Zuckerconsum der Monarchie im Vergleiche zu jenem anderer Länder sich noch in engen Grenzen bewegt, daher steigerungsfähig ist, so mag der Vorschlag, unseren Consum in solchem Maße zu heben, daß der Productionsüberschuß von 4,603.000 *q* größtentheils im Inlande placiert werden könne, auf den ersten Blick verlockend scheinen. In Wirklichkeit verhält sich jedoch die Sache anders. Heute beträgt der Consum pro Kopf — den Gesamtconsum von 3,137.000 *q* auf eine Bevölkerung von 43,000.000 Seelen vertheilt — 7·3 *kg*. Um den bisher nach dem Auslande exportierten Zucker im Inlande verbrauchen zu können, müßte der Consum — 8,051.000 *q* auf dieselbe Einwohnerzahl berechnet — pro Kopf 18·7 *kg* betragen! Eine derart bedeutende Steigerung ist aber weder von einer Hebung des Volkswohlstandes in Kürze zu erwarten, noch durch andere Mittel in absehbarer Zeit herbeizuführen.

Man hebe den Verbrauch aus productiven, socialen, ethischen und sanitären Gründen, doch man beschränke deshalb nicht die Ausfuhr. Jedes Land muß für den Export zu erzeugen trachten, weil es gezwungen ist, jene Artikel vom Auslande zu beziehen, welche im Inlande nicht oder nicht in der benötigten Menge hervorgebracht werden. Ein Zuckerexport wird andererseits schon wegen der Ungunst der natürlichen Zuckerproductionsverhältnisse in der Mehrzahl der Importländer immer bestehen, und Oesterreich-Ungarn hat wohl das Recht, an demselben theilzunehmen. Wir werden also des Exportes selbst bei gesteigertem Consum keineswegs enttrathen können, sondern trachten, denselben wenigstens auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten. Die Prämie ist wohl ein Geschenk,

welches wir dem Auslande bieten, aber eine solche Ausgabe, welche auch einen wirtschaftlichen Nutzen gewährt. Solange dieser Nutzen, welchen wir für unsere Verhältnisse berechnet haben, bedeutender ist als die Prämiensumme, welche sich aus den Beiträgen des Staates, der Industrie und der Consumenten zusammensetzt, kann die Prämie immerhin erhöht werden, dafern die Exportinteressen es verlangen. Wir werden nicht fürchten müssen, daß wir uns über unsere Kräfte veraussagen.

(Schluß folgt.)



Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg.¹⁾

Von Albin Freiherrn zu Teuffenbach.

Villa Bicentina.

Im Jahre 1848 an meinem 20. Geburtstage habe ich mir fest vorgenommen, mein Schicksal an das Österreichs zu knüpfen. Und es mag geschehen, was da will, ich werde meinem gewählten Vaterlande und meinem Kaiser, für den ich schon einmal gekämpft und gelitten habe, treu bleiben bis in den Tod. Ich weiß gewiß, Du billigst meinen Ausspruch, auch wenn Zeiten kommen, wo ich gegen andere Pflichten streiten möchte, denn nur diese eine Pflicht der Treue kenne ich als Soldat, und alle anderen schwinden vor ihr."

Diese denkwürdigen Worte hat der damals als Hauptmann im Infanterieregimente Erzherzog Sigismund Nr. 45 dienende Herzog Wilhelm von Württemberg in einem Briefe an seine Mutter aus Ragusa am 16. November 1850 geschrieben, und sie bilden die schönste und richtigste Ergänzung zu dem Gelöbniß, das er schon als Hörer an der Universität in Bonn am 20. Juni 1848 mit fester Hand auf ein Blatt Papier aufgezeichnet hatte, und das noch in seinem Nachlasse gefunden wurde: „Ich bin unter allen Umständen entschlossen, mich an Österreichs Schicksal, an sein Wohl und Wehe zu

¹⁾ Teuber Oskar: „Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg. Ein Lebensbild. Im Auftrage seiner drei gewesenen Generalstabschefs (der jetzigen Feldzeugmeister Eugen Freiherr von Albori und Johann Ritter von Samonigg, dann des Feldmarschalllieutenants Felix Graf von Drini-Rosenberg) bearbeitet.“ Mit einem Porträt. L. W. Seidel und Sohn. Wien 1899. 327 Seiten. Gr.-8°.

binden, mit Österreich zu siegen oder zu fallen. Gott steh' mir bei! Wilhelm Herzog von Württemberg."

Was sich der Jüngling in feierlicher Weise gelobt, was der bereits Schlachtenerprobte und verwundete junge Officier seiner treuen Mutter gegenüber freiwillig bekräftigt, das hat er, seinem Charakter und dem Wahlspruche „Furchtlos und treu" seines erlauchten Fürstenhauses entsprechend, durch ein vielbewegtes, ruhmreiches Soldatenleben und unter schwierigsten Verhältnissen und Zeitumständen stets redlich und unbeugsam gehalten und sich damit nicht allein die höchste Wertschätzung seines Kaisers und seiner Waffengefährten, sondern seines großen Vaterlandes und der ganzen gebildeten Welt erworben und gesichert.

Ein solcher Fürst und Soldat hat berechtigten Anspruch darauf, daß sein Leben und seine Thaten der Mit- und Nachwelt in möglichst getreuen, eingehenden Schilderungen durch Wort und Schrift erhalten und in immer weiteren Kreisen verbreitet werden als Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen, als Beispiel für die Jugend zur Nachahmung und als bleibende Erinnerung an einen der höchsten und besten Heerführer und Menschen aus der zweiten Hälfte des zur Reife gehenden Jahrhunderts.

Der württembergische Hauptmann Adolf Magirus hat sich zuerst dieser lohnenden Aufgabe unterzogen und an der Hand von Briefen des Herzogs Wilhelm von Württemberg an seine Schwester Herzogin Mathilde sowie an der Hand von Mittheilungen letzterer Prinzessin ein hochinteressantes Lebensbild jenes Kriegsfürsten entworfen.

In engem Rahmen bewegt sich die „kurze Lebensgeschichte" des genannten Herzogs, die der k. und k. Hauptmann Robert Rostok mit besonderer Berücksichtigung seines Wirkens als Commandant des berühmten Infanterieregimentes König Leopold II. von Belgien Nr. 27 in begeisterten Worten den Waffengefährten geschildert, und die der Verfasser gegenwärtigen Aufsatze im 23. Band, Heft 2 und 3 der „Österreichisch-Ungarischen Revue" auf verdient anerkennende Weise besprochen hat.

Damit war zur Beurtheilung des Herzogs Wilhelm von Württemberg reicher und gediegener Stoff geboten. Noch aber fehlte ein Werk, das, auf genauester Kenntniss seines Lebens und Schaffens, der Triebfedern seiner Handlungen und Thaten aus nächster Anschauung und persönlicher Beobachtung beruhend, ihn in der Gestalt vorführt, wie er sich als Mensch, Officier, Vorgesetzter, Truppencommandant,

Organisator, am Übungsplatze, im Kriege und im Gewühle der Schlacht, in seiner Häuslichkeit, in Glück und Unglück gezeigt und bewährt hat.

Dieses Werk hat der rühmlich bekannte patriotische Schriftsteller und Chefredacteur des „Armeeblatts“, der k. k. Regierungsrath Oskar Teuber auf Veranlassung der eingangs genannten drei letzten Generalstabschefs des Herzogs im Geiste der Wahrheit zu dessen unvergänglichem Andenken und Ruhme, zur Ehre unserer braven Armee und ihrer Kampfgenossen im blutigen Ringen um Oesterreich-Ungarns Recht und Größe geschaffen.

Das Werk ist auf untrüglichen Quellen aufgebaut. Eigenhändige Briefe des Herzogs aus den verschiedensten Abschnitten seines Lebens an seine Mutter, an seine Schwester Herzogin Mathilde, an seinen Erzieher und von diesem an ihn, viele seiner Entwürfe militärischen, theilweise auch politischen und organisatorischen Inhaltes, dienstliche Anträge und Anregungen, dann auf Augenschein beruhende Mittheilungen seines Erziehers sowie seiner nächsten militärischen Umgebung in den wichtigsten Perioden seiner Dienstzeit, wozu neben den erwähnten drei hervorragenden Generalstabschefs die Feldmarschalllieutenants Eduard Ritter von Steinitz und Constantin Woinovich Edler von Trebizatdol, ferner der Generalmajor Josef Ritter von Guggenberger gehörten, gewährten Behelfe zur richtigsten Beurtheilung unseres Helden in all seinem Thun, in jeder seiner Handlungen, welche dafür irgend von Belang sind. Weit über den Rahmen einer Buchanzeige würde ich hinausgreifen, wollte ich den reichen Inhalt des gediegenen Werkes auch nur in großen Zügen andeuten, es muß daher dem Leser vorliegender Zeilen genügen, daß ich in eine kurze Darstellung des Lebens und Wirkens des Herzogs Wilhelm von Württemberg einige seiner bemerkenswertesten Ansichten über militärische und andere Dinge einflechte, aus denen denkende Leser zweifellos entnehmen können, wie klar der militärische und politische Blick, wie vorurtheilsfrei die Meinungen dieses hoch und vielseitig gebildeten Prinzen waren.

Wilhelm Nikolaus Herzog von Württemberg entstammt der herzoglichen Linie seines erlauchten Königshauses, das in vielen berühmten Mitgliedern dem Hause Habsburg die scharfen Schwerter gegen Franzosen und Türken geliehen hat. Er wurde am 20. Juli 1828 auf dem Schlosse Karlsruhe in Preußisch-Schlesien als der Sohn des Herzogs Friedrich Eugen aus der zweiten Ehe desselben mit der Prinzessin Helena zu Hohenlohe geboren. Letzterer war der Neffe des Kaisers Paul von Rußland, errang sich bald dessen Zuneigung,

verleitete den ersten Mordversuch wider ihn, wurde bereits mit dem 17. Lebensjahre Generalmajor im russischen Dienste, war einer der Helden der Befreiungskriege, hatte einen namhaften Antheil an der Gefangennahme des Generals Vandamme und von 10.000 Franzosen in der siegreichen Schlacht bei Kulm, erfuhr aber trotz seiner allgemein anerkannten Feldherrntalente und hervorragenden militärischen Eigenschaften durch Ränke vielfache Kränkungen, die ihn inmitten einer glänzenden Kriegerlaufbahn zum Ausscheiden aus derselben bestimmten. Kaiser Franz I. hat seine Verdienste um die verbündeten Heere im Feldzuge 1813 durch Verleihung des Ritterkreuzes des Maria Theresien-Ordens gewürdigt, und die russische Armee bedauerte in ihm einen der bewährtesten und beliebtesten Heerführer, der noch zu großen Aufgaben berufen schien, dem indes selbst bei seiner Wiedereintheilung in den activen Dienst im russisch-türkischen Kriege 1828 bis 1829 die ihm nach seinem Range und seinen Feldherrngaben gebührende Stelle als Armee-commandant vorenthalten wurde.¹⁾ Es muß als eine Art Entschädigung für diese gewiß schwer empfundene Zurücksetzung angesehen werden, daß der ihm persönlich wohlgeneigte Kaiser Nikolaus I. seinen Sohn Wilhelm gleich nach dessen Geburt zum Lieutenant in der russischen Armee ernannte und so ihm gewissermaßen seinen künftigen Lebensgang vorzeichnete.

Sicher aber hat Herzog Eugen auch durch Erzählungen aus dem eigenen wie aus dem Kriegermallen seiner hochgemuthen Ahnen schon die kindliche Seele seines Söhnleins Prinzen Wilhelm für den Dienst der Waffen empfänglich gemacht. Die sorgende, liebevolle, edelsinnige Mutter wirkte zugleich auf Herz und Gemüth ihres theuren Erstgeborenen, und so waren in dem schönen, echtdeutschen, schlichten Familienleben des herzoglichen Hauses alle Bedingungen zu des Prinzen günstiger Entwicklung gegeben, der in den Herzoginnen Mathilde und Agnes, dann in Herzog Nikolaus, derzeitigem k. und k. Feldmarschall-leutenant und württembergischem General der Infanterie sowie nächstem

¹⁾ Der Generalmajor z. D. Freiherr von Hellendorff hat das „Leben des kaiserlich-russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen sowie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten“ in 2 Theilen, Hempel, Berlin 1861 und 1862, herausgegeben. Dieses Buch hat im Jahrgang 1862, 3. Band, Seite 47 bis 58 der „Österreichischen militärischen Zeitschrift“ von Grefleur eine gründliche und sehr lobende Besprechung erfahren, worin die Thaten und Leistungen des Herzogs die gerechte Würdigung fanden.

Thronerben seines königlichen Hauses, Geschwister und Gespielen erhielt, die ein enges Band gegenseitiger wahrer Liebe, Anhänglichkeit und Opferwilligkeit umschlang.

Ein großes Glück für die herzoglichen Eltern war es, daß ihre Wahl eines Erziehers auf den richtigen Mann fiel. Wenn schon in jeder Familie die Stellung eines Erziehers eine wichtige und überaus schwierige ist, so ist dies in einem fürstlichen Hause in ungleich erhöhtem Maße der Fall, denn mit seinen Erfolgen und seinem Wirken ist oft das Schicksal weitester Kreise, ja ganzer Länder und Völker auf das engste verknüpft. In dem Candidaten der evangelischen Theologie Dr. Theodor Mertens hatte Herzog Eugen für sein Haus einen Erzieher gewonnen, der nach Teubers berechtigten Worten das Ideal eines Prinzen Erziehers genannt zu werden verdient. Durch seine Hingebung an das gesammte herzogliche Haus, durch seinen lautereren, uneigennütigen Charakter, durch reiches, vielseitiges Wissen, ungewöhnliche Arbeitskraft, fluges, wenn nöthig, entschiedenes, selbständiges Auftreten und aufopfernde Erfüllung seiner vielen Pflichten wußte er sich rasch die größte Hochachtung und aufrichtige Zuneigung des Herzogs Wilhelm wie seiner erlauchten Eltern ohne künstliches Zuthun oder Verzicht auf die mit seinen Pflichten naturgemäß verbundenen Rechte zu erwerben und zu erhalten. Aus der Erkenntnis der trefflichen Absichten und Gaben des Dr. Mertens erwuchs ihm aber auch die kräftigste und erfolgreichste Unterstützung seitens der Eltern seiner fürstlichen Zöglinge, die, wie die Herzogin Mathilde in einer biographischen Skizze ihres Bruders Herzogs Wilhelm schreibt, „nur Pflichten, nie Rechte hatten (gegenüber ihrem Erzieher), ganz anders als die Jugend von heutzutage an vielen Orten“. In dieser wohlthuenden und wohlverstandenen Unterstützung eines reif durchgedachten Erziehungswerkes war die sicherste Bürgschaft für dessen Gelingen geboten, und das Leben und die Thaten des Herzogs von Württemberg sind die glänzendste Rechtfertigung der Leistungen eines einfachen Theologiecandidaten, der allerdings sich voll und ganz für seine ihm gewordene hohe Aufgabe eingesetzt hat. Das Wirken als Erzieher dehnte Dr. Mertens neben dem theoretischen Unterricht in den Elementargegenständen und später in jenen des Unterghymnasiums sofort auf körperliche Spiele, größere Spaziergänge, Festungsbauten in Sand, Abhärtung gegen Witterungseinflüsse, Gewöhnung an eine einfache Lebensweise und Nahrung, mit einem Worte auf jene physische Schulung aus, die einem jungen Menschen für das Mannesalter überhaupt, be-

sonders aber für den Kriegerstand zur Erhaltung seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit von Nutzen sind.

Mit den Studien und den Übungen war gleichzeitig die Absicht verknüpft, den Prinzen allmählich an selbständiges Wesen und Handeln zu gewöhnen und sein Auftreten zu einem freien, ungezwungenen, sicheren, dabei jedoch bescheidenen zu machen. Dieser Zweck konnte am besten durch den Besuch einer öffentlichen Schule gefördert und erreicht werden. Mit vollstem Verständnis für die verantwortungsreiche Anregung des bewährten Mentors wurde dieselbe von den Eltern gutgeheißen. Herzog Wilhelm kam demnach als erster deutscher Prinz in eine öffentliche Lehranstalt und wurde im Spätherbste 1841 von seinem treuen Erzieher an das Gymnasium in Meiningen begleitet, in das mit ihm zwei seiner Vettern, die Grafen Karl und Gustav Castell, eintraten. Hier wurde er allen Mitschülern gleichgestellt, ja die erlauchten Eltern waren ganz damit einverstanden, daß nach damaligem Gebrauche ihn seine Lehrer ebenso wie die anderen Schüler mit „Du“ ansprachen.

Zu Ostern 1843 übersiedelte Herzog Wilhelm nach Breslau und theilte dort seine Wohnung mit seinem Erzieher und einem der beiden Vettern, und bald darauf ward die kleine Gesellschaft noch durch Herzog Nikolaus vermehrt, der nun gleich dem älteren Bruder sich daselbst den Gymnasialstudien widmete.

Die Studien des Herzogs Wilhelm schritten günstig fort, er erwies sich als ein eifriger, hochbegabter und wißbegieriger Student. Die Mängel in seinem Wesen, eine gewisse Eitelkeit, rasch aufwallendes Blut, Neigung zum Widerspruch und eine oft mindere Körperhaltung, wurden von Dr. Mertens vorsichtig, aber beharrlich bekämpft. Bei der steigenden Liebe des Zöglings für seinen ihm von Herzen zugezogenen Erzieher erzielten diese begründeten und wohlgemeinten Vorstellungen einen befriedigenden Erfolg, und Herzog Wilhelms Charakter gewann an Festigkeit und Ausdauer in Unterdrückung seiner von ihm selbst erkannten Schwächen, so daß er in seinen Studienresultaten und seiner öffentlichen Haltung verdientes Lob erntete.

Es war daher für die herzogliche Familie ein Schlag, als Dr. Mertens im Jahre 1845 die dritte Hospredigerstelle in Hannover angetragen wurde. Die Herzogin-Mutter schrieb ihm darüber: „Tausend Thränen möchte ich weinen, daß meine armen, armen Jüngens ihre einzige, ihre beste Stütze verlieren, die sie, entfernt von uns, allein vor allen Gefahren behüten kann. Das werden und müssen Sie glauben und wissen, daß Sie unseren Kindern unentbehrlich sind und dieselben

nie einen treueren Führer und Freund wieder bekommen können und ich mit der Ruhe und Sicherheit wie bisher unter Ihrer Leitung meine lieben Kinder in der Fremde wissen würde. Ja, schwer, entsetzlich schwer wird es meinem Mann und mir, ganz gewiß uns beiden, Sie scheiden zu sehen."

Herzlicher und beredter als in obigen schlichten, aber erwärmenden Worten einer um das Heil ihrer Kinder ängstlich besorgten Mutter ist wohl selten das Wirken eines Erziehers gewürdigt worden. Diese Worte fanden auch gute Statt bei Dr. Mertens: er verzichtete auf die ehrenvolle Berufung und sicherte der herzoglichen Familie sein Verbleiben bis zur Vollendung der Erziehung des Herzogs Wilhelm zu.

Im Jahre 1846 legte der Prinz in Breslau die preussische Officiersprüfung mit sehr befriedigendem Erfolge ab und überraschte sowohl die Officiere, welche dieselbe abhielten, als auch seinen Erzieher durch die Sicherheit der Antworten und die Gründlichkeit der Kenntnisse aus den militärischen Wissenszweigen.

Seine Gymnasialstudien erhielten eine wertvolle praktische Ergänzung durch die unter Führung des Dr. Mertens gemachten Reisen in Norddeutschland, desgleichen im Jahre 1847 in der Schweiz und in Italien, welsch letztere Prinz Wilhelm gemeinsam mit seinem Vetter, dem Fürsten Constantin zu Hohenlohe-Schillingensfürst, dem seither verstorbenen langjährigen Ersten Obersthofmeister Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef, noch bis Anfang 1848 ausdehnte, als in dem Lande der revolutionäre Sturm immer näher kam, um bald darauf mit voller Gewalt loszubrechen.

Dass sich bei einem fast 20jährigen Jüngling der Drang nach Bethätigung seines Wissens und Könnens einstellte, ist begreiflich, Herzog Eugen wünschte aber die Fortsetzung der Studien seines Sohnes Wilhelm auf der Universität zu Bonn. Dasselbst führte letzterer ein verhältnismässig ruhiges Studentenleben, nahm wohl seine Wahlzeiten mit einem größeren Kreise von Universitätshörern, theilte sich indes weder an ihren Corps noch an ihren Verbindungen, widmete sich vielmehr eifrigst seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung. Seine politischen Ansichten festigten sich, er erkannte in Oesterreich immer mehr den Hort der staatszerhaltenden Einrichtungen; der Heldenkampf der kaiserlichen Armee in Oberitalien unter dem unsterblichen Feldmarschall Grafen Radetzky wider Revolution und wider die Länderjucht eines von Umsturzparteien beherrschten muthigen, aber schwankenden

Fürsten fesselte seine ganze Aufmerksamkeit, die Siege dieser kleinen Heldenchar über einen mächtigen Gegner inmitten eines aufrührerischen Landes erregten seine vollste Bewunderung und die heiße Sehnsucht nach dem Eintritt in den österreichischen Kriegsdienst.

Schon im Frühsommer bat er seinen Vater um die Erlaubnis dazu sowie um Lösung seiner infolge seines Lieutenantsranges gegen Rußland bestehenden Verpflichtungen, und noch bevor ihm diese gewährt ward, finden wir ihn auf dem Wege nach Wien. Dasselbst traf Herzog Wilhelm während der Octobergreuel ein, und im innersten Wesen empört darüber, eilte er nach Italien, wo er am 16. October in Mailand ankam. Feldmarschall Graf Radetzky empfing im Prinzen Wilhelm den Sohn seines alten Waffengefährten Herzogs Eugen und bewies ihm große Freundlichkeit. Nach der Tafel, an der der Prinz zwischen dem Marschall und dem russischen General Kiel saß, sagte ihm Radetzky, daß er ihn zum Oberlieutenant im Infanterieregimente Kaiser Ferdinand I. Nr. 1 ernannt habe, worüber der junge Prinz ganz freudestrahlend wurde, denn es war ihm nur bewußt gewesen, daß der Kriegsminister Graf Latour seine Ernennung zum Lieutenant unterfertigt hatte.

Der Herzenswunsch unseres Herzogs, wie wir ihn nun schon nennen dürfen, war mit dem Eintritte in unsere in Kriegslagern stehende Armee erfüllt. Mit ungetheilte Kraft wollte er sich seinem selbstgewählten schönen Berufe weihen, darum machte er von der Proposition des Marschalls, ihn im Hauptquartiere zu behalten, keinen Gebrauch, sondern bat um die Einrückung zu seinem Regimente. Die Bitte wurde ihm gewährt. Nach seinem eigenen Geständnisse fand er aber in dem Officierscorps dieses ausgezeichneten Regimentes nicht allseits die erhoffte entgegenkommende Aufnahme. Gar mancher Officier sah in dem 20jährigen Oberlieutenant Herzog Wilhelm nur einen durch den Zufall fürstlicher Geburt begünstigten Menschen, und es bedurfte erst der genaueren Kenntniß seines Charakters, bis ihm alle Waffengefährten freiwillig jenen kameradschaftlichen Sinn entgegenbrachten, der eine Zierde unserer Armee ist.

Die Zeit des Waffenstillstandes zwischen Sardinien und Österreich benützte Herzog Wilhelm zur Erweiterung seines militärischen Wissens und Erlernung unserer militärischen Dienstvorschriften und Einrichtungen. Gleich der gesammten Armee Radetzky's begrüßte auch er mit größtem Jubel die seitens König Karl Alberts im März 1849 erfolgte Kündigung der Waffenruhe, indem er von dem

baldigen Wiederausbruch des Krieges mit Sardinien die Befriedigung seines Thatendurstes erhoffte.

Schon bei Mortara empfieng Herzog Wilhelm die Feuertaufe und bewährte sich als schneidiger, todverachtender Officier voll Ehrgeiz, das Höchste zu leisten, was in seiner Stellung möglich war. Durch diese tapfere, kühne Haltung auch in gefährvollem Einzelkampfe errang er sich mit einem Schlage die besondere Achtung seines ganzen Regiments. In der unmittelbar darauf entbrannten heißen und blutigen Schlacht bei Novara bewies er gleichen Heldennuth, führte mit einer Schützenkette einen glücklichen Sturm aus, wurde dabei durch eine Kugel am Schienbein schwer verwundet, erhielt die erste Pflege in Mortara und übersiedelte von dort in das Spital zu Pavia, wo er gar oft in eine trübe Stimmung verfiel, weniger wegen der Schmerzen, die ihm seine nur langsam heilende Wunde verursachte, als wegen der Unmöglichkeit, seinem Regimente auf dem Siegeszuge nach Mittelitalien folgen zu können. Auf seinem Krankenlager empfieng er tröstende Besuche des Erzherzogs Albrecht, des Prinzen Alexander von Württemberg, des Feldzeugmeisters Baron d'Alpre und vieler hochgestellter Officiere sowie zu seiner nicht geringen Freude auch jenen seines ehemaligen Erziehers, der den Weg von 300 Meilen nicht scheute, um seinen vielgeliebten erlauchten Zögling wiederzusehen und ihm Trost in bitteren Stunden zu bieten. König Wilhelm I. von Württemberg übersandte seinem rasch berühmt gewordenen Vetter Herzog Wilhelm den Verdienstorden seines Hauses, und Kaiser Franz Josef belohnte sein tapferes Verhalten vor dem Feinde mit der Ernennung zum Hauptmanne im Infanterieregimente Erzherzog Sigismund Nr. 45, später noch durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens. Das war Balsam auf seine Wunde, deren Behandlung der ärztlichen Kunst schwere Sorge machte und die durch eine Badecur in Baden wohl gebessert, aber nicht geheilt wurde. Bevor er jedoch diese Cur begonnen hatte, wurde Herzog Wilhelm, damals sich der Krücken bedienend, am 30. August 1849 von dem 19jährigen Kaiser Franz Josef zu Schönbrunn in der freundlichsten Weise empfangen und vernahm aus dem Munde seines obersten Kriegsherrn Worte des Lobes, die in ihm die freudigste Stimmung und Hoffnung auf eine schöne militärische Zukunft hervorriefen. In solch gehobener Verfassung verbrachte er einige Wochen in dem geliebten Elternhause, wo seiner noch schmerzhaften Wunde die größte Pflege, ihm selbst eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Leider machte die Heilung der Wunde keine Fort-

schritte. Sie leistete den Hilfsmitteln ärztlicher Wissenschaft und der sorgfältigsten Pflege hartnäckigen Widerstand, und es war kaum mehr eine Aussicht auf Erhaltung des schwer verletzten Beines vorhanden. Auf den Rath des Dr. Mertens, der im Jahre 1845 die irrigerweise „Sammelcur“ genannte Heilmethode in Lindewiese erfolgreich gebraucht hatte, wollte nun auch Herzog Wilhelm deren Heilkraft an sich erproben und unterzog sich dortselbst jener allerdings sehr strengen Cur. In 3 Monaten gelang es dem schlichten Bauer und Naturarzt Johann Schroth, die Wunde des Herzogs zu heilen und ihn dadurch unserer Armee zu retten. Den lebhaft und tief empfundenen Dank für die vollkommen und überraschend gelungene Cur sprach der übergelückliche Prinz in einem im Wiener „Soldatenfreund“ Nr. 49 vom Jahre 1850 „an die Herren Kameraden der Armee“ gerichteten offenen Schreiben aus, worin er sie auf die oft wunderbaren Heilresultate dieses Naturarztes aufmerksam machte, das Wesen seines Heilverfahrens schilderte und deren große Erfolge an sich selbst, an verwundeten Officieren und anderen körperlich Beschädigten rühmte.¹⁾

Nach erlangter Genesung strebte Herzog Wilhelm die Zutheilung zum Generalstabe an, die ihm zugleich eine größere Schonung seines verwundeten Fußes ermöglicht hätte, aber diese Bitte sowie eine spätere um Aufnahme in die neu errichtete Kriegsschule zu Wien waren mit den damaligen Anschauungen von der Stellung der Prinzen in unserem Heere nicht gut vereinbar, und so anerkennend man sie auch von maßgebender Seite beurtheilte, wurde sie doch nicht bewilligt. Herzog Wilhelm rückte daher nach Ablauf seinesurlaubes, Mitte 1850, zu seinem Regimente ein, das damals in Süddalmatien stationiert war. Die Reise durch Dalmatien bot dem gelehrten jungen Prinzen vielfache Anregungen und hohe Befriedigung. In Risano erhielt er als Compagnie und Stationscommandant seine erste Garnison. Die Schulung seiner Truppe, die genaueste Pflichterfüllung, viele Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung der Bocche di Cattaro, Durchforschung der Bodenverhältnisse, Beobachtung der Sitten und Gebräuche der noch wenig civilisirten Bevölkerung Süddalmatiens, militärische Studien und

¹⁾ In dem von mir herausgegebenen „Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuch“ ist dieser hochinteressante Brief, der seinerzeit gerechtes Aufsehen machte, in Band II, S. 558 bei den von Hauptmann W. Du Nord und Major St. Nedopil verfaßten Lebensbeschreibungen des Naturarztes Johann Schroth und seines gleich erfolgreich wirkenden Landsmannes, des ebenso berühmten Wasserarztes Vincenz Prießnitz vollinhaltlich abgedruckt.

ein lebhafter Briefverkehr, dann die besondere Aufmerksamkeit, mit welcher der Prinz begreiflicherweise die im Herbst 1850 sehr gespannten politischen Beziehungen zwischen Österreich und Preußen verfolgte, ließen in ihm keinen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß durch den Aufenthalt an des Reiches südlichster Grenze seine weitere militärische Ausbildung gehemmt werden könnte. Er benützte eben alle dazu vorhandenen Hilfsmittel und bewies schon damals einen klaren Blick bei Beurtheilung der Verhältnisse Dalmatiens und seiner Zukunft. Die einstige Vereinigung Bosniens und der Herzegovina mit Österreich betrachtete er schon damals als gewiß, mit einer Art Sehergeist erkannte er in der Lage der Insel Vissa und ihres vorzüglichen Hafens die Möglichkeit, daß sie zur Beherrscherin der Adria auferstehen sei, und daß von dort vielleicht die Wiedergeburt der österreichischen Marine ausgehen werde. Auch der Nothwendigkeit einer Bahnlinie einerseits von Mostar längs der Narenta an die Adria und von da die Küste entlang über das Omblathal und Gravosa nach Ragusa, andererseits nach Sarajevo und Agram gedachte er bereits im Jahre 1850.

Auf einer achtwöchentlichen Reise über Wien, Ungarn, Serbien, Constantinopel und zurück über Griechenland suchte der Herzog seinem Drang nach Kenntniß fremder Länder zu genügen; sein scharfes Urtheil über die Neugriechen beweist, daß er mit offenem Blick reiste und sich nirgends durch Vorurtheil oder bloßen Schein blenden ließ. Im Jahre 1852 kam er nach Agram in Garnison, die ihn aber weniger als sein Aufenthalt in Dalmatien befriedigte. Dafür konnte er Zeuge von der Begeisterung der Croaten bei dem Empfange des Kaisers Franz Josef in ihrer Hauptstadt auf dessen erster Reise dahin sein, und er selbst schreibt über ihn: „Seine Erscheinung ist wirklich etwas Außerordentliches und hat so viel Einnehmendes und Liebenswürdiges, daß ich mich gar nicht wundere, daß er von allen, die ihn nur sehen, verehrt und geliebt wird.“ Nach der Parade, der Hostafel, der Kasernvisite und dem Ball, bei welchen Gelegenheiten der Herzog vielfach die Möglichkeit zu persönlichen Wahrnehmungen über Seine Majestät hatte, bemerkte der Prinz in einem zweiten Briefe an seine Familie: „Es ist überhaupt sonderbar, wie er jede, auch die geringste Sache weiß, versteht und beurtheilt.“ Die Hingabe des Herzogs Wilhelm an seinen obersten Kriegsherrn hatte in diesem wiederholten unmittelbaren Verkehr neue Nahrung erhalten, sein Entsetzen über den bald darauf erfolgten meuchlerischen Angriff eines ruchlosen Menschen auf

das geheiligte Haupt unseres Monarchen¹⁾ war daher ein tief empfundenes, und seine Worte an den Oheim Herzog Alexander von Württemberg in Wien tragen den Stempel innerster Wahrheit an sich: „Das Wohl und Wehe Seiner Majestät würde mir ebenso am Herzen liegen, wenn ich auch nicht die Ehre hätte, in seinem Heere zu dienen, wenn mir nicht das Glück zutheil geworden wäre, von ihm mit so ganz besonderer Gnade behandelt zu werden; ich kenne nichts, was mir theurer wäre als sein Leben.“ Haben wir bisher aus allen Handlungen des Herzogs Wilhelm erkennen gelernt, daß der in Preußen geborene schwäbische Prinz mit Leib und Seele, mit seinem ganzen Fühlen und Denken Österreicher aus lauterster Überzeugung geworden war, so besagen die angeführten Äußerungen über den Kaiser, dessen Haupt er schon 1849 mit der altehrwürdigen römisch-deutschen Kaiserkrone geschmückt wünschte, daß er auch die größte Liebe, die aufrichtigste Ergebenheit für den jugendlichen, bereits schwer geprüften muthigen Beherrscher unseres Reiches hatte und bereit war, für ihn jedes Opfer zu bringen.

Im November 1853 wurde Herzog Wilhelm zum Major im Infanterieregimente Graf Leiningen Nr. 21 A. g. ernannt, das in Piacenza in Garnison war, bald darauf aber nach Bologna kam, wo der Corpscommandant Graf Degenfeld und sein Generalstabschef, der nachmalige berühmte Feldzeugmeister Baron John, die Truppen kriegsmäßig ausbildeten und die ersten Versuche mit Truppenübungen bei markiertem Gegner machten und vorzügliche Erfolge erzielten. Kurz vorher erlitt Herzog Wilhelm auf einer Spazierfahrt nächst Codogno durch einen Sturz aus einem zweirädrigen Wagen eine starke Verletzung am Kopfe und eine schwere Gehirnerschütterung, die ihn lange an das Krankenlager fesselte und eine dauernde Schwerhörigkeit am linken Ohre zurückließ. Hauptmann Baron Herbert schrieb ihm darüber: „Nachdem Du jetzt bereits erschossen (angeschossen), gerädert und geschleift worden, somit alle Todesarten an Dir versucht worden sind und Du dennoch unter den Lebenden frisch herumlauffst, so muß man glauben, daß Du noch zu etwas Großem bestimmt bist.“

Bald nach seiner Genesung suchte Herzog Wilhelm bei seinem in der österreichischen Kriegsmarine dienenden jüngeren Bruder Herzog Nikolaus zu Venedig Zerstreuung in der Besichtigung der ehrwürdigen Lagunenstadt, in die er als neu beförderter Oberstlieutenant

¹⁾ Siehe darüber meine Schilderung des Attentats nach authentischen Quellen im „Armeeflatte“ Nr. 50 und 52 vom December 1898.

im Frühjahr 1857 zu seinem alten, ihm durch seine Kriegserinnerungen so werten Infanterieregimente Kaiser Franz Josef I. Nr. 1 für kurze Frist zurückkehrte, um darauf Verona, dann Mantua als Garnisonsort zu erhalten. Im folgenden Jahre machte er mit dem bei Nachod als Oberst des Infanterieregimentes Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen Nr. 20 in den Heldentod gegangenen Grafen Alfons Wimpffen eine hochinteressante Reise nach Schottland, Frankreich und Süddalien, aber schon Ende April 1859, am Vorabend des Kriegsausbruches, empfing er mit der Beförderung zum Oberst das Commando über das steirische Regiment Leopold I. König der Belgier Nr. 27, mit dem er die glänzendste Zeit seiner kriegerischen Laufbahn begann. Das Regiment war stolz auf die Auszeichnung, den erst 30jährigen, jedoch bereits kriegserprobten und in der Armee allgemein gekannten und beliebten Herzog Wilhelm von Württemberg an seine Spitze gestellt zu sehen, der Herzog seinerseits war beglückt, mit einem der tapfersten Truppentkörper unseres Heeres in den Krieg ziehen zu dürfen, sicher, daß es selbst den höchsten Anforderungen freudig entsprechen und neuen Ruhm an seine zerhockenen Fahnen fesseln werde.

Am 8. Mai 1859, bereits auf Vorposten am Ticino, erfuhr der Herzog seine Beförderung. Kaiser Napoleon III., in banger Furcht vor den Rachedolchen der italienischen Geheimbünde, denen er einst als ihr Mitglied die Befreiung Italiens von Fremdherrschaft und die Einigung unter einem Oberhaupt geschworen, hatte endlich dem Drängen Cavour's und seiner stillen revolutionären Verbündeten nachgegeben und unter wichtigsten Vorwänden am 28. April 1859 als Bundesgenosse Sardiniens gleich diesem an Österreich den Krieg erklärt.

Mit ausreichenden Streitkräften in der bedrohten Lombardei stehend, erhielt der Armeecommandant Feldzeugmeister Graf Gyulai den Befehl, sofort in Piemont einzurücken und, wenn möglich, die Vereinigung der Franzosen mit den Truppen des Königs Victor Emanuel zu vereiteln. Graf Gyulai war wohl der Nachfolger des unsterblichen Feldmarschalls Radetzky und in dessen Schule herangebildet, aber der Geist dieses Feldherrn lebte nicht in ihm, es mangelte ihm die Entschlossenheit zu raschem, kühnem Handeln, in seinem Hauptquartiere gab es viele schädliche Reibungen, und so sah sich die kriegsbegeisterte Armee, in der noch die meisten Officiere die Schlachten Radetzky's mitgekämpft hatten, nach dem unverweherten Übergange über den Ticino in der Lomellina zu wochenlanger

Unthätigkeit verurtheilt. Der Mißmuth darüber in den Reihen der Officiere wuchs täglich, auch Herzog Wilhelm empfand in gedrücktester Stimmung die schweren Nachtheile, welche aus ungerechtfertigtem Zaudern für unsere Kriegsführung entspringen mußten, deren erstes Ziel doch nur in dem Marsche auf Turin und in der Besiegung des sardinischen Heeres vor der Unterstützung desselben durch die Franzosen bestehen konnte.

Das Gefecht von Montebello und die Schlacht bei Magenta waren die ersten größeren Ereignisse und Folgen der bisherigen Unthätigkeit der österreichischen Armee. Der glanzvolle Antheil des Regiments Belgien und seines heldenkühnen Führers an der erst nachträglich zu einem Siege der Feinde umgestalteten unentschiedenen Schlacht bei Magenta ist allgemein bekannt und bereits in der Streiffleur'schen „Österreichischen Militärzeitschrift“ vom Jahre 1865, Band 3, S. 366 zur Darstellung gelangt, auch in den in der Einleitung angegebenen zwei Lebensbeschreibungen des Herzogs Wilhelm ausführlich geschildert. Zudem ist dieser bedeutsame Antheil vom Regierungsrathe Teuber umständlichst behandelt. Ich beschränke mich daher darauf, hier zu erwähnen, daß bei dem erbitterten, heißen Kampfe, den Herzog Wilhelm mit acht Compagnien seines Regiments und zwei zu seiner Unterstützung gekommenen Compagnien Kaiser-Infanterie wider gewaltige französische Übermacht vor und um Magenta, den Knotenpunkt der Schlacht, kämpfte, er nach dem Sturze des heldenmüthigen Fahnenführers Mayer gleich dem Erzherzog Karl bei Aspern die sinkende Fahne ergriff, sie hoch emporhob, und trotz der Verwundung seines Pferdes durch eine Kugel, die den Schuh der Fahnenstange und das Ross streifte, an die Spitze seiner Truppe sprengend, diese mit dem Rufe: „Soldaten, verlaßt Eure Fahne, verlaßt Euren Oberst nicht!“ zu neuem beherzten Vorgehen gegen den Feind begeisterte und mit sich fortriß. Der Herzog drang mitten ins Handgemenge, Officiere und Mannschaft der wackeren Belgier hieben ihn aus den anstürmenden Franzosen heraus, jetzt aber brach das Pferd des Herzogs zusammen — der Zugführer Schlötter von Kaiser-Infanterie, obwohl aus mehreren Wunden blutend, befreite ihn von seinem Pferde, übernahm die Fahne und rettete sie so vor dem Ergreifen durch den Feind. Dieser Vorgang ist vom Herzog selbst ebenso wahrhaft dramatisch geschildert wie von Teuber das glänzende, ewig ruhmwürdige Verhalten der dem Herzog untergeordneten Truppen bei Magenta, welcher Ort erst nach kräftigster Vertheidigung des

Bahnhofes spät abends und nur über dazu erhaltenen Befehl geräumt wurde. Schwer und empfindlich waren die Verluste des Regiments, aber ungebrochen war sein Muth, und freudig hätte es am nächsten Tage wieder gleich den anderen tapferen Mitstreitern den Kampf aufgenommen, wenn das Armeecommando nicht voreilig den Rückzugsbefehl gegeben hätte. Nur dadurch konnten sich die Franzosen als Sieger von Magenta ansehen und sich als solche gegenüber der Welt rühmen, wozu allerdings ihr vorsichtiges Vorrücken nach Mailand, das sie erst am 8. Juni zu besetzen wagten, einen scharfen Gegensatz bildete. Der eiserne Kronenorden II. Classe für Herzog Wilhelm, eine große Anzahl Auszeichnungen für Officiere und Mannschaft seines Regiments waren der kaiserliche Dank für den Ruhmestag bei Magenta. Die allgemeine Stimme der Armee hielt jedoch die Thaten des Herzogs selbst der höchsten militärischen Auszeichnung für würdig, die das Capitel des Militär-Maria Theresienordens ihm auch in dem Ritterkreuze dieses Ehrenzeichens zuerkannte.¹⁾ Der diesbezügliche Beschluß wurde von Seiner Majestät als Großmeister am 21. Mai 1860 freudig bestätigt, der Kaiser überreichte dem Helden persönlich mit huldvollen Worten das Kreuz und zeichnete ihn auch bei dem Diner am folgenden Tage besonders aus.

Auf dem Rückzuge der Armee setzte der Herzog sein stark gelichtetes Regiment in bestmögliche Verfassung und blieb in steter Kampfbereitschaft. In der Entscheidungsschlacht bei Solferino litt das Regiment stark durch feindliches Artilleriefeuer, dem es stundenlang exponiert war, hatte zwar wenig Gelegenheit, sich hervorzuthun und seine Kampfeslust zu befriedigen, bewies aber in mehr als zweistündigem Ringen um Casa Nuova bei Guidizzolo erneuert ungewöhnliche Zähigkeit und große Tapferkeit. Nach der Schlacht ritt der Herzog über das blutige, vereinsamte Leichenfeld, in düstere Betrachtungen über ihren Verlust versunken; er erinnerte sich dabei der Worte, die er einstens auf der nahen Höhe „Spia d'Italia“ in einen Stein geritzt hatte: „Hier wird sich das Geschick Italiens entscheiden“ und fand wie bei Magenta, daß das Schlachtfeld von dem Feinde nur zum geringen Theile besetzt war.

¹⁾ Die damit verbundene Jahresgeldzulage widmete der Herzog dem Regimente, durch dessen Tapferkeit er diese höchste Auszeichnung erlangt hatte, und es wurde der Betrag zur Veranstaltung eines jährlichen Festes für die Mannschaft verwendet.

Nach Abschluß des Friedens kam das Regiment in verschiedene Stationen Innerösterreichs und im Herbst 1861 nach Wien. Es hatte beim Einmarsche in die Residenz eine so vortreffliche Haltung, daß Seine Majestät darüber äußerte: „Es lachte mir das Herz im Leibe, ein so braves und tapferes Regiment um mich zu sehen.“ In Wien fand Herzog Wilhelm Gelegenheit, im edlen Wettstreit mit anderen Truppencommandanten sein Regiment auf eine ungewöhnlich hohe Stufe der militärischen Schulung zu bringen, wofür es die wiederholte Anerkennung seines obersten Kriegsherrn erntete. Der Ausbildung des Officierscorps und der Cadetten widmete der Herzog eine besondere Aufmerksamkeit, griff lehrend ein, hielt Vorträge über Erzherzog Karls berühmte Schrift „Über den Feldzug 1796 in Italien“, zeichnete dazu die Karten und trat auch in der unter Streffleur wieder erstandenen „Österreichischen Militärischen Zeitschrift“ mit einem Aufsatze über die später thatächlich angenommene zweigliederige Stellung und in einem zweiten Artikel „Zur taktischen Offensive und Defensiv der Infanterie“ erfolgreich für eine zweckmäßigere Kampfweise der Fußtruppen als Schriftsteller auf.

Am 23. Jänner 1861 erhielt das Regiment eine neue Leibfahne. Herzog Wilhelm erbat sich die Königin Marie von Neapel, die Heldin von Gaëta und Schwester unserer vielbeweinten Kaiserin Elisabeth, als Fahnenmutter.¹⁾ Die Königin nahm diese Stelle gern an, da sie aber in jener Festung damals noch eingeschlossen war, so bat sie die Kaiserin, die Function für sie versehen zu wollen, und Ihre Majestät übertrug wegen Verhinderung die ehrenvolle Vertretung der Gemahlin Marie des damaligen Statthalters der Steiermark, des Grafen Michael Strassoldo. Das Fest selbst wurde besonders weisevoll begangen, und in zündender Anrede an die Truppe pries Herzog Wilhelm die Tapferkeit der erlauchten Fahnenmutter und Heldenkönigin Marie, die das Fahnenband mit der Devise des Hauses Württemberg „Furchtlos und treu“ geschmückt hatte, gedachte der tapferen Thaten des Regimentes und drückte die sichere Erwartung aus, daß die Zukunft seiner glänzenden Vergangenheit entsprechen werde.

Der im Jahre 1864 ausgebrochene Krieg mit Dänemark gab die Möglichkeit, den bei dieser schönen Feierlichkeit geleisteten neuer-

¹⁾ Herzog Eugen Erdmann von Württemberg, Stiefbruder des Herzogs Wilhelm, verfaßte aus diesem Anlasse ein die erlauchte Fahnenmutter und das Regiment Belgien feierndes Gedicht, das in Streffleurs Zeitschrift 1861, Band 2, S. 242 bis 243 abgedruckt ist.

lichen Fahnen Schwur in würdige Thaten umzusetzen. Das Regiment wurde mit dem ebenso ruhmreichen Regimente Ludwig III. Großherzog von Hessen Nr. 14, mit welchem es die armeebekannte „Schwarze gelbe Brigade“ bildete, zum Einmarsch nach Schleswig-Holstein unter Führung des Commandanten des Occupationscorps, Feldmarschalllieutenants Freiherrn von Gablenz, bestimmt. Am 18. Jänner 1864 gönnte Seine Majestät dem Regiment noch gnädigste Abschiedsworte, am folgenden Tage wurde es, überall freundlich aufgenommen, über Mähren, Schlesien nach Berlin befördert. Hier wurde es von König Wilhelm I. huldvoll begrüßt. Der Monarch richtete an das Officierscorps eine ehrende Ansprache, die er in die Worte kleidete: „Ich betrachte es als ein günstiges Omen für den bevorstehenden Kampf, daß ein so braves und tapferes Regiment als erste Unterstützung einrückt, ein Regiment, dessen fürstlicher Führer die schönsten militärischen Auszeichnungen, und wie ich hörte, nach höchstem Verdienste erhalten hat.“ Noch auf dem Wege nach Holstein veröffentlichte der Herzog bedeutungsvolle „Directiven“ für die kommenden Begegnungen mit dem Feinde, die volle Beachtung fanden.

An dem Gefechte bei Oberfeld und an der Einnahme der Stadt Schleswig war das Regiment wohl theilhaftig, fand aber nicht jene Verwendung, die ihm ein hervorragendes Eingreifen gegen den tapferen Feind ermöglicht hätte. Dagegen bot das Gefecht bei Oversee am 6. Februar 1864 Gelegenheit, alle jene kriegerische Tüchtigkeit zu betheiligen, die es schon in den früheren Feldzügen wider Italiener und Franzosen bewährt hatte, und die ein neues Blatt in den Vorber Franz des Regimentes einfügten. Wie immer, so war Herzog Wilhelm auch hier bei dem Sturme auf die feste Stellung des an Zahl stärkeren Feindes an der Spitze seines Regimentes. Mit Todesverachtung drang es unter einem Hagel feindlicher Geschosse vor. Des Herzogs Pferd wurde zuerst, bald darauf der Herzog selbst am rechten Fuße schwer verwundet; er versuchte, auf den Säbel gestützt, sich vorwärts zu bewegen, sank jedoch bei einem nahen Baum zusammen, wo er von seinem Regimentsadjutanten Guggenberger gefunden und noch durch die von einem sterbenden dänischen Soldaten aus nächster Nähe gegen ihn abgefeuerten Kugel bedroht wurde, die zum Glück knapp zwischen beiden Officieren vorüberfauste. Zugführer Malinzi übernahm die erste Pflege und die Übertragung des Herzogs auf den Verbandplatz. Der durch das entscheidende Eingreifen des Regimentes in das Gefecht und die außerordentliche Tapfer-

keit dieses von dem glänzendsten Geiste beeelten Truppenkörpers errungene Sieg bei Oversee war ein Trost für den Herzog, der an dem weiteren Vorrücken der Verbündeten nach Sütland nicht mehr theilnehmen konnte.

Das Commandeurekreuz des Leopoldordens und die Beförderung zum Generalmajor waren die wohlverdiente Allerhöchste Würdigung der Verdienste des Herzogs, die er sich durch treffliche Führung seines Regiments und durch persönliche Tapferkeit erworben hatte. Aber auch sein ihm blindlings vertrauendes und hingebungsvoll anhängliches Regiment ward gleichwie im Feldzuge 1859 mit Auszeichnungen für seine glänzende Haltung so reich belohnt, daß es die größte Zahl derselben unter allen Truppenkörpern des Heeres bejaß. Von einem solchen Truppenkörper zu scheiden, wurde dem Herzog unendlich schwer. Sein Abschiedsbefehl an das Regiment zeigt deutlich, wie glücklich er an der Spitze dieses Regiments war, und wie innig er sich mit dessen Geschick verbunden fühlte. Nach Aufzählung der Thaten, die das Regiment unter seinem Commando verrichtet, nach Rühmung der musterhaften Haltung, die es in Krieg und Frieden bewiesen, der schweren Verluste, die es in drei Schlachten und Gefechten durch den Heldentod von 22 und die Verwundung von 49 Officieren, ferner durch Tod oder Verwundung von fast 2000 Mann erlitten, der 46 österreichischen Orden und Ehrenzeichen, dann der nahe an 200 Medaillen, welche das Regiment als kaiserlichen Lohn und Dank trug, durfte Herzog Wilhelm wohl, ohne andere Truppen zu verlegen, den Ausspruch thun, der das Land der grünen Mark und seine Bewohner höchlich ehrte, daß es „auf der Welt keine besseren Soldaten gibt als die edlen und braven Steirer“. Von den dankbarsten Gefühlen für einen so ausgezeichneten Führer bewegt, sah das Regiment seinerseits mit wahrer Trauer in Herzog Wilhelm von Württemberg einen Commandanten scheiden, der mit Liebe und Wohlwollen für das Regiment und für jedes einzelne seiner Mitglieder gesorgt, es auf eine hohe Stufe militärischer Tüchtigkeit gebracht hatte, der in seinen Anforderungen sehr strenge war, dafür aber mit Anerkennungen niemals kargte und vor dem Feinde sich selbst als Tapfersten der Tapferen erwies. Deshalb gilt im Regimente die Epoche, in der es das Glück genoß, durch Herzog Wilhelm befehligt zu werden, als die Glanzzeit seines mehr als 200jährigen Bestandes.

War diese Zeit also die schönste in dem Leben des Herzogs Wilhelm, so sollte kurz nach dessen Ernennung zum Inhaber des

f. und f. Infanterieregimentes Nr. 73, der Verleihung des Titels „königliche Hoheit“ und der Gewährung einer Apanage seitens des Königs Karl I. und des württembergischen Landtags, einer nach eingetretener Genesung zurückgelegten Reise durch Frankreich, Spanien und Nordafrika, die ihm geistige wie körperliche Erholung und vielfache Anregungen bot, die trübste Zeit seiner militärischen Laufbahn mit dem unglücklichen Nordfeldzuge 1866 gegen Preußen ihren Anfang nehmen.

Gleich anderen höheren Officieren hatte Herzog Wilhelm aus dem schleswig-holstein'schen Krieg die Erkenntnis mitgebracht, daß unsere Armee wie die preußische mit Hinterladegewehren ausgerüstet werden müsse, um in einem Kriege Falle der letzteren nicht mit einer minderwertigen Waffe entgegenzutreten und sich dadurch in dauernden Nachtheil zu versetzen. Oesterreich eröffnete leider diesen von Bismarck von langer Hand vorbereiteten Krieg des Jahres 1866 mit dem Vorderladegewehr. Dies erfüllte den hellblickenden, kriegserfahrenen Herzog von Württemberg, der die preußische Armee 1864 schätzen gelernt hatte, mit finsternen Ahnungen und bangster Sorge um sein vielgeliebtes zweites Vaterland, und schon am 29. Juni sagte er den Verlust des Feldzuges voraus. Bei Königgrätz hatte er auf Befehl seines Corpscommandos mit seiner Brigade den Smipwald anzugreifen. Der Sturm wurde wiederholt mit großer Tapferkeit ausgeführt, aber nach hartnäckigem Kampfe mußten die dabei errungenen Vortheile abgegeben und der Rückzug nach schweren Verlusten vor der Übermacht des Feindes angetreten werden. Nach dem Zeugnisse des jetzigen Feldmarschalllieutenants Ritter von Steinitz hatte der Herzog in der Schlacht sein Leben so absichtlich dem feindlichen Feuer ausgesetzt, daß man annehmen mußte, er habe den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht.

Seine düstere Stimmung wich auch nicht auf dem Rückzuge der Armee an die Donau. Seine Brigade sollte noch an dem Schlussegefechte dieses für unsere Armee ehrenvollen, obzwar höchst unglückseligen Krieges, am Treffen bei Blumenau theilnehmen, kam aber nicht mehr in den Kampf. So allgemein das Lob über die Tapferkeit des Herzogs während des Feldzuges war, so wurden doch Stimmen über die Führung seiner Brigade bei Königgrätz und Blumenau in tadelndem Sinne laut. Da der Herzog an beiden Kampftagen, wie Regierungsrath Teuber überzeugend darlegt, genau nach den erhaltenen Befehlen gehandelt hatte, ist es natürlich, daß er einen solchen Tadel umso bitterer empfand, als er sich wohl bewußt war, mehr als seine Pflicht

und Schuldigkeit gethan und durch persönliche Einflussnahme bewirkt zu haben, daß seine tapfere Brigade von Königgrätz an in stets gefechtsbereitem Zustande den Rückzug bewerkstelligte. So hätte sie auch in das Gefecht bei Blumenau erfolgreich eingreifen können, wenn man dem Herzog über sein rechtzeitig geäußertes Verlangen die Fahrmittel zum Erscheinen auf dem Kampfsplatze gewährt und seine darauf bezüglichen Verfügungen gutgeheißen hätte.

Wie groß jedoch das Vertrauen der berufensten Persönlichkeiten unseres Heeres in den Scharfblick, die militärische Begabung und in die Entschlossenheit des Herzogs selbst am Schlusse des Nordfeldzuges war, bewies der vom Süden der Monarchie an die Donau geeilte Sieger von Custoza, Erzherzog Albrecht, indem er den Herzog zu einer Zusammenkunft nach Rittsee einlud, wo einst Kaiser Leopold I. bei dem Anrücken der Türken zur zweiten Wiener Belagerung Heerschau über die Truppen unter Führung seines Schwagers Herzog Karls V. von Lothringen gehalten hatte. In dieser denkwürdigen Zusammenkunft richtete Erzherzog Albrecht an Herzog Wilhelm die bedeutungsvollen Worte: „Ich frage einen der tapfersten Soldaten unserer Armee: kann an eine sofortige Fortsetzung des Krieges gedacht werden?“ „Sofort nein — nach einer kurzen Waffenruhe ja!“ war die vielsagende Antwort des Herzogs, die vielleicht beigetragen haben mag, daß auch Erzherzog Albrecht sich der Beendigung des Krieges mit Preußen geneigter zeigte.

Nach Herstellung des Friedens erhielt der Herzog mit seiner Brigade Triest als Garnison und verblieb dort bis zu seiner Ernennung zum Commandanten der IX. Infanterietruppendivision in Prag. In der Zwischenzeit bereiste er Nordamerika, war dort Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit, wurde in dem Studium des Schauplatzes des kurz vorher beendeten nordamerikanischen Krieges von den militärischen und Regierungsbehörden unterstützt und verwertete die Ergebnisse bei seinen Officiersvorträgen darüber. Er widmete auch der Ausbildung der Truppen, der Anwendung einer dem Hinterlader entsprechenden neuen Angriffs- und Gefechtsweise derselben, dann dem Unterrichte des Officierscorps eine außergewöhnliche Sorgfalt, be-theiligte sich selbst daran und bezeichnete sich scherzend als Schulmeister, „wozu er sich ja immer ganz geeignet habe“. Die Erziehung des Soldaten zum lebendigen, überzeugten Gehorsam, die Hebung des sittlichen Elementes in ihm, die Pflege des Schießwesens bildeten Gegenstände seiner besonderen Einflussnahme.

Im Sommer 1869 erging an Herzog Wilhelm von König Karl I. die Aufforderung zum Übertritt in die württembergische Armee, er lehnte aber dankend den ehrenvollen Antrag ab. Dieser Antrag wurde vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in schmeichelhaftester Weise erneuert, aber trotz seiner Begierde, den bevorstehenden Riesenkrieg mitzumachen, trotz der dadurch in ihm hervorgerufenen Seelenkämpfe blieb der Herzog seinem als Jüngling gefaßten Entschlusse treu, für ihn war nur das schöne Dichterwort „Österreich über alles“ der Leitstern für Gegenwart und Zukunft.

Zu Anfang des Jahres 1874 wurde Herzog Wilhelm zum Commandanten der VII. Infanterietruppendivision ernannt und kehrte wieder in seine frühere Garnison Triest zurück. Im gleichen Jahre machte er eine Reise nach Ägypten, studierte Eisenbahnfragen, beschäftigte sich mit transoceanischen Verbindungen in Mittelamerika, mit der noch immer ungelösten Frage der zweiten Eisenbahnverbindung Triests mit Westösterreich und Süddeutschland und sprach sich zu Gunsten der Preilbahn aus.

Nun tritt der Herzog in die allerwichtigste Epoche seines Lebens ein. Die auf dem Berliner Congresse unserem Reiche übertragene Aufgabe der Besetzung Bosniens und der Hercegovina führt ihn mit seiner Division dahin. Seine Thätigkeit, seine Erfolge während dieses Feldzuges sind noch in frischem Andenken und in dem vorliegenden Werke überaus gründlich und anschaulich geschildert. Das hartnäckige, aber siegreiche Gefecht bei Zaiče, die Einschließung und Einnahme von Rluč und Livno sind die Resultate einer Truppenführung, bei welcher der mittlerweile zum Feldzeugmeister beförderte, zum Commandanten des XIII. Corps ernannte und mit dem eisernen Kronenorden I. Classe ausgezeichnete Herzog Wilhelm schöne Beweise von Ruhe, Kaltblütigkeit, richtiger Verwertung der Streitkräfte, größter Vorsorge für die Bedürfnisse der Truppen, doch auch von kluger Mäßigung gegenüber dem besiegten Feinde gab.

Im November 1878 nach Bewältigung des bosnischen Aufstandes erfolgte eine neue gewichtige Auszeichnung für Herzog Wilhelm. Seine Majestät vertraute ihm trotz seiner dagegen geltend gemachten Bedenken die Organisirung und Verwaltung der beiden besetzten Länder unter Ernennung zum commandierenden General und Chef der Landesregierung in Bosnien und der Hercegovina an. Es war eine Riesenarbeit, die ihm das Vertrauen seines obersten Kriegsherrn übertrug, er war indes der richtige Mann dazu, mit jugendlichem Muth

und Feuereifer an deren Lösung zu schreiten. Was er in diesen Ländern, die durch Jahrhunderte in zerrütteter Lage sich befanden und durch den eben beendigten Aufstand in Noth und Elend gerathen waren, in überraschend kurzer Frist als Organisator, Administrator, Staatsmann und Soldat, selbst körperlich leidend, geleistet, gereicht ihm, gereicht unserer Armee, die daselbst als Pionnier der Civilisation geradezu Großes vollbracht hat, zu immerwährendem Lob und Ruhm. Es konnte dieses Verdienst von der Öffentlichkeit noch nicht in dem vollen Umfange gewürdigt werden; Regierungsrath Teuber hat aber, gestützt auf die besten Quellen, die Möglichkeit gehabt, daselbe in seinem wahren Lichte zu zeigen, in seinem Buche dem Herzog die redlich erworbene Anerkennung zu zollen für ein Werk und eine Thätigkeit, die grundlegend wurden für die Nachfolger und für die Verwaltung der neu erworbenen Länder, und die unserem Reiche den dauernden Ruf sichern, letztere binnen zwei Jahrzehnten aus ihrer Verwahrlosung gerissen und in wohlorganisierte, finanziell geordnete Provinzen verwandelt zu haben.

Mit der schwierigen, jedoch durch weise Maßregeln vorbereiteten Occupierung des Umgebietes im Paschalik Novi Bazar erachtete der Herzog die ihm gestellte Aufgabe für so weit gelöst, daß er um die Enthebung von seinem durch vielfache Reibungen mit den ihm vorgesetzten Ministerien erschwerten Posten bittlich werden durfte. Er unterbreitete aber bei diesem Anlasse eine Denkschrift über die bosnischen Zustände und bezeichnete darin diejenigen Mittel, durch deren Anwendung es am raschesten gelingen müßte, sie zu ordnen und die besetzten Länder zu gedeichlicher Entwicklung zu bringen, wobei er auch die Nothwendigkeit der Bildung einer eigenen bosnischen Wehrmacht betonte. Seine Majestät bewilligte in einem überaus schmeichelhaften Handschreiben vom 8. April 1881 die erbetene Enthebung des Herzogs von seiner Stellung unter Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens an ihn und unter gleichzeitiger Ernennung des Decorirten zum commandierenden General in Lemberg.

Das rastlose Wirken und Schaffen des Herzogs in Galizien zu einer Zeit, da politische Wetterwolken an der Ostgrenze des Landes sich erhoben und daher die vollständigste Wehrhaftmachung desselben gebieterisch erheischten, wolle in dem Werke selbst verfolgt werden, das darüber offenbar nach den Mittheilungen seines damaligen Generalstabschefs, des Feldzeugmeisters Ritter von Samonigg dankenswerteste Aufschlüsse bringt, gleichwie jene über Bosnien sicher auf Notizen des

Feldzeugmeisters Baron Albori beruhen, soweit nicht Briefe und Aufzeichnungen über diese wichtigen Daseinsperioden des Herzogs vorhanden sind.

Nach achtjähriger aufreibender Thätigkeit in Galizien, die in seinem stahlharten Körper eine gewisse Nervosität hervorgerufen hatte, erbat er sich das freigewordene Corpscommando in Graz, das ihm huldvollst verliehen wurde. Als commandierender General in jenem Lande, an dessen wehrhafte, biedere Bewohner ihn die stolzeften kriegerischen Erinnerungen knüpften, versammelte er wie vordem in Lemberg, so nun auch in Graz mit seiner geliebten Schwester Herzogin Mathilde als Hausfrau an geselligen Abenden einen großen Kreis, zumeist aus Officieren aller Grade bestehend, um sich und verbrachte in der ihm so angenehmen Stadt eine kurze glückliche Zeit, die zugleich den Abschluß seiner reichbewegten, immer ruhmvollen militärischen Laufbahn bildete. Durch den am 6. October 1891 erfolgten Tod des Königs Karl I. von Württemberg sowie durch die Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs Wilhelm II. wurde der Herzog nächster Anwärter auf den Thron dieses Landes. Dadurch gezwungen, dem activen Dienste in unserem Heere zu entsagen, bat er schweren Sinnes um die Enthhebung von demselben und um Übersetzung in den überzähligen Stand, dadurch Zeugnis ablegend, daß er noch ferner der k. und k. Armee angehören wollte. Sein oberster Kriegsherr erwähnte daher in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 18. October 1891: „Ihren Wünschen bewegten Herzens Folge gebend, weiß Ich Sie auch fernerhin Meinem Heere in Treue und Hingebung erhalten, dem Heere, welchem Sie seit 43 Jahren angehören, in dessen Reihen Sie in sechs Feldzügen — stets ein Vorbild kriegerischer Tugenden — ruhmvoll fochten und bluteten, dessen Geschichte Ihren Namen der Nachwelt ehrenvollst bewahren wird“ und verlieh ihm in dankbarster Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf so vielen wichtigen Posten im Kriege und im Frieden das Großkreuz des ungarischen St. Stephansordens. Die Armee bedauerte das Scheiden dieses ausgezeichneten Heerführers, wodurch sie einen lorbeergekrönten Kämpfer und Sieger auf österreichischen Ruhmesfeldern, einen ihrer besten und beredtesten Anwälte und Lehrmeister verlor, und begleitete ihn in sein stilles Heim auf Schloß Karlsruhe, dessen Eigenthümer er geworden war, mit Dankbarkeit und aufrichtigster Theilnahme.

Nicht lange sollte ihm die durch seine Stellung als Thronanwart auferlegte Enthaltung von der gewohnten militärischen Thätigkeit be-

schieden sein. Die bisher nicht genügend beachteten körperlichen Gebrechen machten sich jetzt fühlbarer, die dagegen angewandten Mittel versagten, auch die Reisen brachten ihm nicht die erhoffte Zerstreuung und Erholung, selbst die heilsame Luft von Meran konnte den Zerfall seiner Kräfte nicht mehr hemmen, und am 5. November 1896 hauchte dort Herzog Wilhelm seine edle Seele aus. Die Nachricht davon verbreitete über Österreich-Ungarn und Deutschland tiefempfundene Trauer, und aus den verschiedensten Ländern eilten mit erlauchten Angehörigen Fürsten, Generale, hohe Würdenträger nach Meran, um dem ruhmvollen Fürsten und Helden das Geleite zur letzten Ruhestätte zu geben, dessen militärischer Conduct vom Reichskriegsminister G. d. C. Freiherrn von Krieghammer selbst befehligt wurde.

In Herzog Wilhelm beklagte unser Kaiser einen deutschen Fürsten, der sich in schwerer Zeit freiwillig unter das altehrwürdige habsburgische Banner gestellt hatte, der ihm in felsenfester Treue, in unbegrenzter Liebe ergeben blieb und in seinem obersten Kriegsherrn einen steten Gönner und einen Schutzherrn gegen manche Anfeindung seiner Thätigkeit besonders während seines bosnischen Generalgouvernements verehrte. Unser Reich, unser Heer hatten Grund zur Klage über den Tod eines Helden, der ihnen seine besten Kräfte durch ein langes Menschenalter geweiht, ihnen redlichst gedient und zur gebotenen Stunde warnend seine Stimme wider Maßregeln und Verfügungen erhoben hat, die nach seiner Erfahrung für sie nicht heilbringend sein konnten.

Das Gesamtbild des Herzogs Wilhelm von Württemberg in wenigen Sätzen zusammenfassend, wie es sich mir aus Teubers Biographie, aus eigener Beobachtung auf Grund allerdings nie näherer unmittelbarer Bekanntschaft seit dem Jahre 1854 in Bologna und nach Schilderungen von Personen, die jahrelang unter ihm gewirkt oder mit ihm in gesellschaftlichen Beziehungen gestanden, klar und lebendig darstellt, darf ich wohl ohne Gefahr eines Widerspruches sagen, daß der Herzog Soldat mit Leib und Seele, vor dem Feinde tapfer und tollkühn bis zur Verwegenheit, ein Feuergeist in Ausführung seiner Absichten, Bestrebungen und Befehle, im Dienste streng und vielfordernd, im gewöhnlichen Umgange leutselig, liebenswürdig, zuvorkommend, gegen Vorgesetzte musterhaft gehorsam, für die Untergebenen unendlich fürsorgend, bis in sein höheres Alter trotz reichen, vielseitigen Wissens lernbegierig, bei allem Ernste seines Wesens auch zu Scherz geneigt, manchmal sogar satirisch, seinem sanguinisch-cholerischen Temperamente entsprechend, oft rasch aufwallend und in

der Hitze leicht reizbar, stets aber bereit war, einen voreiligen Tadel, ein scharfes Wort wieder gutzumachen. Selbst erlauchter Geburt, räumte er dem persönlichen Verdienste jede gerechte Anerkennung und Rücksicht ein, dabei unablässig bemüht, im geselligen Verkehre seiner hohen Stellung nicht mehr Geltung zu geben, als ihr herkömmlicher Weise gebürte; war er doch jederzeit ein Fürst, und seine vornehm-freundliche Haltung bildete die natürliche Schranke gegen Vertraulichkeit seitens solcher Personen, die nur zu gern bewiesene Theilnahme und Menschlichkeit als eine ihnen geschuldete Aufmerksamkeit und Begünstigung ansehen.

Dem Glauben seiner Väter getreu, ein überzeugter Protestant, hatte Herzog Wilhelm für die Andersgläubigen die höchste Achtung und sah strenge darauf, daß die religiösen Pflichten von Officieren und Soldaten ausgeübt wurden; er erblickte darin einen Haupthebel für die Aufrechthaltung militärischen Gehorsams sowie für die Bethätigung kriegerischer Tugenden. Herzog Wilhelm war mit einem Worte „ein ganzer Mann“.

Die Lebensbeschreibung, die ihm seine letzten drei Generalstabschefs widmen ließen, darf wohl zugleich als sprechender Beweis der Liebe und Anhänglichkeit der gesammten österreichisch-ungarischen bewaffneten Macht für eine ihrer Hauptzierden angesehen werden. Regierungsrath Teuber hat die ihm gestellte schwere Aufgabe in wahrhaft glänzender Weise gelöst und unserem Helden ein literarisches Denkmal errichtet, unvergänglicher als Erz oder Marmor. In diesem Werke ist aber mit dem schönen Lebensbilde eines edlen deutschen Fürsten auch ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte unseres Reiches und unseres Heeres während des letzten halben Jahrhunderts im Lichte der Wahrheit und des ewigen Rechtes geboten worden. Enthält es ja doch überaus wertvolle Materialien über die Regierung unseres vielgeprüften erhabenen Herrschers, über Prinzenenerziehung, über hervorragende politische und militärische Würdenträger, über unsere Heeresorganisation und deren Wandlungen, über unsere staatliche Eigenart und die wesentlichsten Bedingungen der Größe unseres Vaterlandes, über die Bedeutung der deutschen Dienstsprache als allgemein nothwendigen Verkehrsmittels unter den verschiedensprachigen Völkern der Monarchie und für die Erhaltung der Gemeinsamkeit des Heeres,¹⁾

¹⁾ Regierungsrath Teuber hat in einem eigenen Capitel eine vom 23. October 1885 datirte Denkschrift des Herzogs über die Nothwendigkeit der deutschen Dienstsprache zum Abdruck gebracht, worin der Prinz diese für Oesterreich-Ungarns gedeihliche Zukunft entscheidungsvolle Frage mit wahrhaft staatsmännischem Blick erörtert.

endlich über so viele andere namhafte Erscheinungen im politischen und militärischen Leben, daß dieses gehaltvolle Werk, von einer innerlichen, tiefempfundenen Begeisterung getragen und in anziehender, fesselnder Weise geschrieben, allseitigste Beachtung verdient. Deshalb empfiehlt es sich als Grundlage zu Officiersvorträgen, bei Verfassung unserer Lesebücher, als Lectüre an Militärerziehungsanstalten sowie an allen Mittelschulen des Reiches und gehört es zur Belebung des Vaterlandsgefühles nicht allein in die Büchereien militärischer Richtung, sondern in alle öffentliche Bibliotheken.

Den Generalen aber, die zu diesem ausgezeichneten literarischen Producte die Anregung gegeben und es durch hochwillkommene Beiträge aus ihrer Dienstleistung an der Seite des Herzogs von Württemberg bereichert haben, gebührt hierfür vor allem der Dank der Mitglieder unserer bewaffneten Macht, sodann jener sämtlicher Freunde einer unparteiischen Geschichtsforschung, er wird ihnen jedoch gewiß auch von denjenigen Lesern freudig gezollt werden, deren Herz lauter schlägt, wenn der Ruhm unseres erhabenen Herrschers und unseres Reiches erklingt, das Lob für seine verdienstvollen Männer in gediegenen Werken und Worten öffentlich ausgedrückt wird.



Bei den griechischen Inseln.¹⁾

Vom k. k. Gymnasialdirector Dr. Anton Frank.

Mit einer Illustration und einer Kartenskizze.

— ἡ μὲν ἅπαντα

Κυκλάδες, αἱ νήσων ἐρωτάται εἰν ἅλι κείνται,
Εὐνυνοί.

Kallimachos, Hymn. 4.

Prag.

Die gebildeten Völker nehmen die geistige Schulung in wesentlichen Theilen durch die fremden Sprachen. So geschieht es seit den Zeiten der Römer. Ihre Lehrmeister, die Griechen, weisen wohl auf die Cultur hin, die sich in Aegypten und Vorderasien entwickelt hatte, aber sie nährten ihr Lehrgut auf dem heimischen Herde und bedienten sich nicht des Rüstzeuges der fremden Sprache, um ihre Jugend in die Werkstätte des Geistes einzuführen. Dieser Umstand gibt den

¹⁾ Siehe desselben Verfassers „Eine Studienreise nach Italien und Griechenland“, Österr.-Ungar. Revue, 19. Band, 4. bis 6. Heft.

Griechen eine besondere Stellung innerhalb der gebildeten europäischen Völker. Nicht als ob die Früchte der Erkenntnis im Boden ihres Volksthumes nicht ansetzten und reiften: die Muse legte ihnen das Geschenk der gefälligen Darstellung hinzu, Form und Gehalt treten zu dem schönen Ganzen zusammen. Einem Homer, Platon und Sophokles haben die Jahrhunderte nichts von ihrem Ruhme genommen. Aber neben diese Namen stellen sich noch andere von gleichem Werte. Der todte Marmor, aus dem Praxiteles den Hermes in Olympia formte, hat etwas von Fleisch und Blut an sich. Die Gestalt des Gottes gewann, nachdem sich die Hand des Künstlers von ihr abgethan hatte, seelenvolle Rede, und letztere ist selbst demjenigen verständlich, dem sich die Schriftwerke nicht erschließen. Seit Winckelmann auch diesen Schatz aus der Vergangenheit gehoben hat, sind die Völker eifrig daran, ihn zu nützen. Kunst und Sprache fließen aus derselben Quelle, dem einheitlichen Volksgeiste, es hat keinen Sinn, ihren Rang bestimmen zu wollen. Dem Lehrer, welcher das Lehrgut übermittelt, mag es frommen, wenn er beide Äste kennt, es bewertet sich der Theil richtiger aus dem Ganzen. Zum vollen Verständnis gehört allerdings auch die Anschauung des Landes. Der Boden, den der Mensch bebaut, das Meer, das er befährt, der Himmel, der sich über dem Boden wölbt und Segen und Verderben herabsendet, wirken bestimmend wie auf den Körper, so auf den Geist; und auf jener reichgegliederten Halbinsel, die im östlichen Mittelmeere wie die geöffnete Hand nach Süden auslangt und durch die zahllosen Inseln mit Asien und Afrika verbunden ist, hat sich eine der merkwürdigsten Entwicklungen der Menschengeschichte vollzogen. Die Stämme und Völker, welche hier ihre welthistorische Aufgabe erfüllten, haben der Erdrinde in Steg und Weg, im Bau der Burgen und Heiligthümer die Spuren eingezeichnet, und die schützende Bodenschichte hat manche Überreste ihrer Lebensführung und Kunstübung aufbewahrt. Eine junge Wissenschaft, die Archäologie, die in gleicher Weise auf Geschichte, Sprache und Kunstverständnis fußt, geht den Denkmalen nach, sichtet und erklärt die Funde. Ihr Arbeitsfeld liegt unter dem freien Himmel auf den geschichtlichen Stätten der Völker und in den Museen, in welche der Sammeleifer des Menschen die Überbleibsel der Vorzeit zusammengetragen hat. Um Babylon, die Königsgräber der Pyramiden, um Karthago, Olympia, Athen, Delphi und Delos, um Pompeji und das alte Rom vereinigt sich die Forschung, und die Aufdeckung der hellenischen Cultur nimmt die größte Breite darin ein. So ist es in der Sache selbst begründet,

wenn die gebildeten Völker und Staaten unserer Zeit sich auf den einstigen Wohnsitzen der Hellenen gleichsam den Platz für ihre gelehrten Arbeiten streitig machen. Um die früheren unzureichenden Versuche zu übergehen, erwähnen wir bloß, daß Deutschland den Weg durch die Ausgrabungen des heiligen Bezirkes von Olympia bahnte, die sagenumwobenen Burgen Tiryns, Mykenä und Troja traten durch Schliemanns Bemühungen in das Licht der wissenschaftlichen Erkenntnis, es folgten die jekigen Griechen selbst und förderten aus dem Perserschutt der Akropolis zu Athen ungeahnte Schätze der altgriechischen Kunst zu Tage, die Arbeiten der Franzosen in Delphi, an der dritten der wichtigsten Stätten griechischer Cultur, lohnten wertvolle Funde, andere Völker, wie die Engländer, Amerikaner und Schweden, schlossen sich weiter an, selbst Rußland und die Türkei blieben nicht zurück. Oesterreich hatte vordem seine Thätigkeit auf Samothrake und in Kleinasien begonnen, dann die Ausgrabungen in Ephesus in Angriff genommen, und was die antike Cultur im eigenen Lande hinterlassen hat, wird wieder zum sorgsam gehüteten Besitze erhoben. Aquileja und Carnuntum sind bekannte Namen, das Nationalmuseum in Budapest, das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum vereinigen die Funde ihres Gebietes. Der lang gehegte Wunsch, allen diesen Bestrebungen Halt und Mittelpunkt zu geben, ist endlich durch die Schaffung des österreichischen archäologischen Institutes in Erfüllung gegangen. So steht auch zu hoffen, daß die Söhne des Vaterlandes, welche die Universität zur Forschung und die Mittelschule zur Vertiefung ihrer Kenntnisse aussendet, in der Fremde eine Heimstätte finden. Wissenschaft und Schule haben ebenfalls ihre Anliegen, und wie segensreich solche Einrichtungen wirken, kennen die aus unmittelbarer Anschauung, welche an den vom deutschen archäologischen Institut seit Jahren in Italien und Griechenland veranstalteten Studienreisen theilzunehmen Gelegenheit hatten.

Wir hatten uns wieder gerüstet, um unter der Führung von Dr. W. Dörpfeld, dem Leiter des deutschen archäologischen Institutes in Athen, die Reise zu den griechischen Inseln anzutreten. Sie stellte neben dem wissenschaftlichen Ertrage noch größere Naturschönheiten in Aussicht als die Reise durch den Peloponnes, und da sie minder beschwerlich ist, konnten selbst Damen daran participieren. Ein milder Frühlingmorgen, es war der 16. April des Jahres 1894, hatte sich über der Stadt Athen erhoben, und als wir, das wenige Gepäck in den Händen, durch die Hermesstraße die Schritte zu dem Bahnhof der Piräusbahn lenkten, grüßten die ehrwürdigen Reste der Akropolis im

röthlichen Schimmer der Frühsonne zwischen den Häuserreihen hinab. Es war Montag, und da so manchen die Geschäfte von Athen in die Hafenstadt riefen, waren die Wagen voll besetzt. Aber in zuvorkommender Weise rückten die Griechen für uns Fremde zusammen, sie wußten, wie sie selbst erzählten, das Ereignis des Tages schon aus ihren Zeitungen: es beginne die „deutsche Schule“ heute vom Piräus auf der „Fris“ die Reise zu den Inseln. Wo einst die heilige Straße von Eleusis südlich am Diphylon vorüber zum Markte von Alt-Athen einmündete, beginnt der Bahnkörper, gewinnt im Bogen um die westlichen Hügel der Stadt den Raum, den die langen Mauern einfriedeten, und zwischen den Häusern und Fabriken, die hier langsam, doch stetig erstehen, erreicht er die Hafenstadt. Seitdem Athen die Hauptstadt des Königreiches geworden ist, ist der Piräus im raschen Aufblühen begriffen. Es laufen auch die Schiffslinien aus dem östlichen Mittelmeere hier zusammen. In wenig Schritten gelangten wir nun zu dem geräumigen viereckigen Platze, der sich unmittelbar an den nördlichen Hafendamm anschließt. Nach der kolossalen Marmorbüste des Apoll vom Belvedere, welche auf hohem Sockel in der Mitte des Platzes errichtet ist, führt er den Namen. Die Fährleute, deren Rähne und Barken sich in dieser Ecke des Hafens zusammengedrängen, warteten schon auf das Verdienst, uns zur „Fris“ zu bringen. „Fris“, ein griechischer Raddampfer von mäßigem Tonnengehalte, war vom archäologischen Institut für die Reise gemietet worden und bot der Gesellschaft von etwa 65 Theilnehmern wenn nicht bequemen, so doch hinreichenden Raum. In kurzer Zeit hatten sich dieselben, darunter viele Bekannte von der Peloponnesreise, eingefunden, und um die siebente Stunde steuerte das Schiff gegen den Hafeneingang. Auf eine geringe Entfernung tritt von Norden her gegen die Küste von Akte die schmale Halbinsel Cetioneia heran, und der Eingang in den Hafen wird durch die von den beiden Küsten fortgeführten Dämme so verengt, daß nur einem Schiffe zur Durchfahrt Gelegenheit gewährt ist. Im Alterthum konnte zudem der Hafen durch Ketten gesperrt werden. Auf dem nördlichsten felsigen Vorsprung von Akte, gerade der Spitze von Cetioneia gegenüber, erhob sich einst über einem großen Unterbau das Marmorbild des riesigen Löwen, welchen die Venetianer im Jahre 1687 hinwegschleppten. Nun steht er vor dem Arsenal in Venedig. Sobald das Schiff den Hafen verläßt, erweitert sich allmählich das Blickfeld. Auf dem westlichen Ufer von Akte zeigt sich das marmorne Grabmal Miaulis', des Seehelden aus den griechischen Befreiungskriegen, und

eine kurze Strecke südlich unmittelbar an dem Leuchthurm erscheint die Stelle, an welcher des Themistokles Gebeine von seinen Freunden beigelegt sein sollen. Die Meereswellen fluten an die Grabstätte heran und tragen den Sang von Salamis' Ruhm herüber. Denn zur rechten Hand steigt der schroffe Rücken der kleinen Insel Psyttaleia hinan. Wie ein Kiegel ist sie gegen die schmale Landzunge Rhynósura, welche die Insel Salamis nach Osten aussendet, und die attische Küste vorgeschoben und läßt nur einen engen Sund offen. Hier drängten sich die flüchtigen Schiffe der Perser, und auf der Insel Psyttaleia selbst hieben die Athener, wie Mischylos, der an dem Kampfe theilnahm, in den „Persern“ berichtet, vor den Augen des Großkönigs die „ihrem Herrscher Getreuesten“ nieder. Da klangen auch von den Lippen manches Mitreisenden die Verse:

„Ruhmreiche Salamis, selig Land,
Stets prangt Du, wogenumrauscht, im Meer
Vor aller Augen in Anmuth!“

Der Dampfer hatte eine solche Ferne erreicht, daß über Akte und das höhere Munychia die Akropolis sichtbar wurde, und je weiter er gegen die Bucht von Phaleron vorrückte, umso voller bot sich das Bild der Stadt Athen. Über ihr erhebt sich die scharfe Spitze des Lykabettos, im Hintergrunde blauen die Höhen des Pentelikon, der Hymettos umsäumt wie ein gewaltiger Wall den Osten der attischen Ebene, auf der entgegengesetzten Seite aber tauchen der Iligaleos und Parnes empor. Der Blick umspannt die ganze Pedias, und wie ein Kleinod nehmen die Berge Athen in die Mitte. Mit Stolz konnte der athenische Bürger seine Stadt sehen, als Perikles sie aus dem Schutt, in den sie die Perser gelegt hatten, wieder erstehen ließ. Er hatte auch mehr erstrebt, als ihm das Geschick zu erreichen vergönnte. Die hellenischen Stämme aus der Persernoth zu retten, hatte Athen werthtätigst mitgeholfen. Wie zum Danke segneten dann die geretteten Götter die Stadt durch die Gaben der Dichtung und Kunst. Es ist ein wahrhaft perikleischer Gedanke, wenn der Künstler an der Vorderseite des Parthenonfrieses den Götterkreis, der eine national-hellenische Bedeutung beanspruchen konnte, zur Darstellung brachte. Die Absicht des hellenischen Congresses klingt hier an, der dem Bau des Parthenon vorangehen sollte. Alle Hellenen sollten, wie Plutarch in seinem Leben des Perikles erzählt, aufgefordert werden, ihre Vertreter nach Athen zu entsenden, um über den Aufbau der von den Barbaren

verbrannten Heiligthümer, über die Opfer für Hellas' Rettung aus der Kriegsnoth, über die freie Seefahrt und den Frieden zu verhandeln. Nie hat eine abstracte Gemeinschaft, wie es doch der Staat ist, so rein die Form einer lebendigen Persönlichkeit angenommen wie Athen unter Perikles' Leitung. Die Stadt der Athene hatte sich als das tüchtigste und edelste Glied der hellenischen Genossenschaft in dem weltgeschichtlichen Kampfe bewährt, und als der Sieg errungen war, da konnte ihr die Vorherrschaft übertragen werden, wie der Siegeskranz auf das Haupt des Helden gedrückt wird. Von außen war die Gefahr zurückgeschlagen, aber im Inneren begann das alte Übel umso gefährlicher zu werden. Die Zwietracht und Eifersucht der Staaten führte zum Bürgerkriege. Kein anderer als Thukydides, der den Glanz seiner Vaterstadt gesehen hatte, war imstande, durch seine Darstellung dem verhängnisvollen Kriege Gestalt und Farbe zu leihen. Soeben gleitet das Schiff an dem heimatlichen Flecken des Geschichtsschreibers vorüber. Das kleine, niedrige Vorgebirge, etwas über eine Stunde vom Phaleron entfernt, auf welchem jetzt eine Kapelle des heiligen Kosmas steht, gehörte zu dem attischen Demos Halimos, wo Thukydides geboren wurde. Der Heilige hat hier die Erbschaft der Aphrodite Kolias angetreten. Viele der Theilnehmer waren noch immer dem Anblicke der Akropolis hingegeben, die in mäßig sich verschiebenden Linien erkennbar blieb. Rector Wecklein aus München zeigte hierbei ein besonderes Anliegen. Es ist ein oft wiederholter Satz des Periegeten Pausanias, daß denjenigen, welche von Sunion gegen Athen abfahren, die Lanzenspitze der Athena Promachos auf der Akropolis schon sichtbar sei. Der Dampfer steuerte in kürzester Richtung vom Piräus gegen Sunion, und bereits auf der Hälfte des Weges, als er über das Zoster-Vorgebirge hinausrückte, war die Akropolis hinter dem Küstenjaume dem Auge verschwunden. Es ist kaum glaublich, daß die griechischen Schiffer in einem weiteren Bogen von Sunion aus gegen Süden die Stadt zu erreichen suchten, so daß die Burghöhe eher erscheinen mußte. Vielleicht ist des Pausanias Bemerkung von jener Chorstelle des sophokleischen Ajas, der sie als Erklärung gewöhnlich beigelegt wird, selbst abhängig. Wenn daselbst des Ajas Schiffsleute den Wunsch aussprechen, „zu Sunions ragenden Felsen zu enteilen, um das heilige Athen zu begrüßen“, so mag die heiße Sehnsucht nach dem lang entbehrten Heimatlande den dichterischen Ausdruck rechtfertigen. Das Vorgebirge Zoster präsentiert sich als das vom Hymettos und Anhydros in das Meer vorgeschobene Ende, und das nahe Felsenriff Phaura (Phleva) setzt die

vom Norden streichenden Gebirgszüge fort. Die attische Küste zeigt dort steile, zerrissene Ufer, und das Auge bringt hinein in die schroffen Hänge und Schluchten. Das Gestade der östlichen Ecke der Halbinsel, und es ist dies nach der alten Bezeichnung des Landes die Paralia, senkt sich wieder flacher zur See ab, um sich an der südlichen Spitze zur Doppelftufe des Olympos-Berges und des Laurion zu erheben. Schon hatten wir diese Höhen in deutlicher Sicht, aber das Ziel der Fahrt wies sich erst, als der Dampfer zwischen dem Festlande und der kleinen Felseninsel Gardharonisi hindurchsteuerte. Auf steiler Warte, die von Süden senkrecht aus dem Meere emporstrebt, einen schmalen wagrechten Absatz bildet, wieder wie ein Hügel ansteigt und gegen Norden sanfter sich neigt, ragen zwei Reihen weißer Säulen in den blauen Himmel auf, es ist das Säulencap, wie es der Volksmund heute nennt, das Sunion der Alten. In der Ausbuchtung an der westlichen Seite des Vorgebirges hält der Dampfer, die Schiffsknechte lassen die Boote an den Tauen in das Wasser, wir gewinnen das Ufer, und die grasige Lehne hinan, über welche die Marmorquadern von der Stützmauer des Tempelbezirkes herabgerollt sind, betreten wir die einst geweihte Stätte. Nicht die Nähe der Gottheit allein, zu welcher sich der Mensch im Gebete wandte, hob das Gemüth zur heiligen Stimmung, auch die Natur gibt ihren Antheil dazu, und vielleicht deswegen hat man hier den Tempel errichtet. Wie durch innere Gewalt getrieben, trägt das feste Land das Heiligthum hinaus in die See, deren Wogen den Gruß emporrauschen, und weit winkt es über die bewegte Fläche zu den Küsten und Inseln, welche es umschließen. Nur im Norden begrenzen die benachbarten Hügel der Landschaft einen schmalen Streifen des Gesichtsfeldes, nach Westen dagegen dehnt sich der jaronische Golf in seiner reichen Küstenentwicklung und dem bunten Wechsel der Höhen, Agina, Argolis und Hydrea aus; über das felsige Eiland Velbina oder Hagios Georgios im Süden schweift der Blick in das offene myrtoische Meer, Neos, Rhythnos und Seriphos liegen in allmählich verschwimmenden Umrissen hintereinander, wie an einer Linie aufgereiht, im Osten wird der hohe Ramm von Tenos sichtbar, und über das nahe Makronisi ragt Andros herüber.

Der Mittag war angebrochen, und Director Dörpfeld begann vor den versammelten Theilnehmern die Erklärung. Der Tempel, dessen Trümmer wir vor uns sehen, steht über einem älteren Tempel aus Porosstein. Ursprünglich dem Gotte des Meeres, Poseidon, geweiht, übergieng er, als die politische Bedeutung Athens erstarkte, in den Besitz

der Athene. Sein Bau dürfte um das Jahr 450 vor Christus anzusetzen sein und erinnert in vielen Dingen an das sogenannte Theseion zu Athen. Er gehört dem dorischen Stile an mit einer Säulenreihe um die Cella, sechs Säulen an den schmalen und dreizehn Säulen an den langen Seiten. Das Material ist ein grobkörniger heimischer Marmor, nur zu den Metopen und zum Fries, von dem einige Platten an der Ostseite herumliegen, wurde parischer Marmor verwendet. Die Bilder behandeln, soweit sie heute zu erkennen sind, Motive aus der Theseussage und dem Kentaurenkampfe. Der Marmor von blendender Weiße bietet der Witterung wenig Widerstand. Insbesondere sind die neun Säulen der südlichen Seite stark angefressen. Von der nördlichen Reihe stehen noch zwei Säulen sowie die nördliche Ante und die anstoßende Säule des Pronaos. In den weichen Stein sind in Manneshöhe Namen an Namen eingeritzt, sie rühren von den Schiffen her, die hier von widrigen Winden zurückgehalten wurden. Die vordere Fläche der Ante trägt in großen, schönen Buchstaben den Namen des Philhellenen BYRON, der Dichter hatte die Stelle ebenfalls besucht. Der Tempelbezirk wurde in die Befestigung einbezogen, welche die Athener im 18. Jahre des peloponnesischen Krieges hier anlegten. Die Spartaner hatten durch die Besetzung von Dekelea Athen vom Hinterlande abgeschlossen, und um ihren Getreideschiffen gegen Überfälle eine Zuflucht zu schaffen, mußten die Athener Sunion sichern. Wenige Jahre darauf bemächtigten sich für kurze Zeit die aufrührerischen Grubenarbeiter von Laurion der Festung. Unterdeffen war auf dem Schiffe das Mahl bereitet worden, und wir kehrten zu demselben zurück. Die Boote wurden gehißt, und „Iris“ steuerte um das 60 m jäh aufsteigende Vorgebirge in den schmalen Sund zwischen dem Festlande und Makronisi. Die „langgestreckte Insel“, welche nur von Hirten und Jägern besucht wird, soll dem Paris mit seinem schönen Raube die erste Raft gewährt haben, sie wurde daher von den Alten Helene genannt. Die Fahrt dauerte keine zwei Stunden, als sich vor uns zur Rechten die hohen Essen von Neu-Laurion zeigten. Hier ist seit dreißig Jahren ein neues Städtewesen im Entstehen. Eine französische und eine griechische Gesellschaft hatten die alten Bergwerke von der Regierung behufs besserer Ausbeute erworben. Hüttenwerke erhoben sich, Arbeitshäuser und Beamtenwohnungen wurden angelegt, und der Gewerkschaft verdankt Attika die Eisenbahn, welche von Athen um den nördlichen Abhang des Hymettos hierher führt.

Nördlich von Neu-Laurion schneidet ein halbmondförmiger Hafen in die Küste, Porto Mandri oder nach einigen Gehöften Hafen

von Theriko genannt. Eine kleine Strandebene zieht sich landeinwärts. Der Name erinnert an das alte Thorikos, und der kegelförmige Hügel im Nordwesten der Hafenbucht trägt noch die Überreste der Stadt. Hier spielt die Sage von dem schönen Jäger Kephalos. Das bekannte antike Vasengemälde, welches uns einen Theil der Sage so sinnig erzählt, scheint auf die Örtlichkeit hinzudeuten. Helios, der Sonnengott, steigt im Strahlenkranz rechts im Bilde auf seinem Viergespann aus dem Meere auf, die Sterne als kleine Knaben tauchen in die schäumende Flut, der letzte, der auf dem Felsen noch einen Augenblick zögert, ist wohl der Morgenstern. Auf der Bergeshöhe verfolgt Eos ihren geliebten Kephalos. Auch der Gott des Gebirges, Pan, ist schon wach, während an dem Ende Selene auf einem Maulthiere die Berge hinabreitet. Wir hatten das Land betreten, um die Stätte zu besichtigen. Thorikos war eine der Zwölfstädte Attikas vor dem Synoikismos des Theseus. Seine Bedeutung zeigt sich erst im Jahre 409, als es die Athener mit starken Mauern umgaben, um die laurischen Bergwerke auf dieser Seite vor einem etwaigen Angriff der Spartaner zu schützen. Ein Rest der Befestigung steht an dem südwestlichen Fuße des Hügels gegen die Ebene gewandt, ein viereckiger Wartthurm von etwa 10 Fuß Höhe. An dem südlichen Abhange des Hügels ist ein antikes Theater von eigenthümlichem Grundrisse eingebettet. Der Zuschauer-raum bildet ein zweimal geknicktes Halboval, rechts vom Zuschauer treten die Grundmauern eines kleinen Tempels in die Scene, von einem Bühnengebäude ist keine Spur vorhanden. Auf der Höhe selbst wurden in den letzten Jahren die Grundmauern von Wohngebäuden aufgedeckt, und unweit der Spitze an der nordöstlichen Lehne ist ein Kuppelgrab von kleinen Bruchsteinen bloßgelegt worden, die Leichen waren in demselben noch in Schachtgräbern beigesetzt.

Die Sonne gieng zu Rüste, und die Reisegesellschaft kehrte allmählich zum Schiffe zurück. Die Eintheilung der Plätze war derart getroffen worden, daß den Damen und älteren Herren die Kajüten an dem größeren Saale angewiesen wurden, den jüngeren Herren der kleinere Saal mit den Schlafstellen in der anderen Hälfte des Schiffes. So wurde auch in zwei Abtheilungen gespeist. Manches Wort wurde über das Gesehene angeknüpft, und die Rede spann sich über dies oder jenes fort. Im Kreise der To-Bakchen regte sich auch die studentische Lust. Diesen Namen legten sich nämlich die jüngeren Herren bei nach einer altgriechischen Vereinigung, deren Sitzungen die Ausgrabungen im Westen der Akropolis von Athen im Heiligthum des Bakchos auf-

gefunden hatten. Der stille Abend lockte die Theilnehmer aus den dumpfen Schiffsräumen auf das Verdeck in die frische Luft. Von den Gehöften an der Hafenbucht glänzten vereinzelte Lichter herüber, die See leuchtete in der Ferne vom Mondenscheine hier und da in zerrissenen und wechselnden Flecken auf, die Wellen rollten wie dunkler flüssiger Stahl, auf dessen bewegter Oberfläche verirrte Strahlen aufblitzten, heran, schlugen in regelmäßigen Stößen gleich langen Athemzügen gegen die Flanken des Schiffes und tönten hinein in das allgemeine Rauschen und Plätschern. Im täuschenden Zwieliht scheinen Gestalten über die schaukelnde Fläche emporzutauchen, in ihrem Antlitz zittert das Ruhelose des feuchten Elementes, die ungestillte Sehnsucht spielt um Wange und Mund. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“ klang es auf einmal vom Verdecke hinweg, eine helle Frauenstimme, es war die Gemahlin unseres Führers, hatte das Lied begonnen, und der Männerchor fiel kräftig dazu ein.

Den nächsten Morgen ankerte „Iris“ in der Bucht von Marathon. In einem weitgeschweiften Bogen ladet die Ebene zur Anfuhr ein, und den Küstensaum wiederholen in tieferer Rundung die umschließenden Höhen, deren Enden nahe an das Gestade heranreichen. An der Stelle, wo der Charadhra-Bach von Nordwesten in die Ebene tritt und der Weg von dem jetzigen Flecken Marathon hereinführt, senken sich auch die Berge gegeneinander. Vom Norden sendet der Dhrakonera-Hügel die felsige Landzunge Rhynosura gegen Süden vor und sperrt die Ebene hier vollständig ab, während der genannte Weg in gerader Richtung durch den südlichen Theil der Ebene streicht und an dem Ostabhange des Agrieliki sie verläßt. Außerdem führen zwei Saumwege, der eine im Norden der Ebene nach Rhamnus, der andere im Süden über das Dorf Brana an dem Nordfuße des Pentelikon nach Kephissia in die attische Ebene. Der Charadhra-Bach scheidet das Blachfeld in zwei ungleiche Hälften. Der nördliche, größere Theil ist sumpfig, in dem südlichen fand den 12. August 490 vor Christus die denkwürdige Schlacht statt. Hier liegt auch der sogenannte Soros, das Ziel der heutigen Fahrt.

Wegen des ungünstigen Windes landeten die Boote etwas nördlich von der Mündung des Baches, so daß wir eine Strecke an dem Ufer wandern mußten, um den Soros zu erreichen. Da fanden sich mancherlei Dinge, welche die Aufmerksamkeit erregten, die leichten Kalkschalen vom Tintenfisch, welche das Meer an den Strand ausgeworfen hatte, kleine Muscheln und Schnecken, Seetange und ein

eigenthümliches Gebilde vom Umfang eines Spielballs, das nach dem Augenschein die mechanische Wirkung der Brandung selbst erzeugt. Die brüchigen Grannen des Sumpfgrases, welches Wasser und Wind in die See treiben, lösen sich von den Ähren ab, und die über den feinen Sand des flachen Ufers segenden leichten Wellen schieben die Grannen zu einem runden filzigen Gewebe zusammen. Anfangs ist es so groß wie eine welsche Nuß und hohl, mit der zunehmenden Größe und Schwere wird der Filz immer dichter, bis der Ball von einer stärkeren Welle auf das Festland getragen wird und liegen bleibt.

Wir waren an zehn Minuten in gerader Richtung vom Ufer hinweggeschritten und standen vor dem Grabhügel der Marathonkämpfer; denn dies ist der von Menschenhand aufgeworfene Soros. Niedriges Gesträuch bedeckt zum Theil den etwa 12 Meter hohen Hügel. Die archäologische Gesellschaft in Athen hatte ihn im Jahre 1890 öffnen lassen, und man fand im Innern Überreste vom Leichenbrand und Topfscherben aus dem fünften Jahrhundert. Arbeiter waren eben beschäftigt, den Hügel wieder zu schließen. Er bezeichnet offenbar die Stelle, wo der Kampf am heftigsten tobte. Von der Höhe des Hügels aus entrollte Dr. Dörpfeld den Theilnehmern das Bild der Schlacht, die Herren Professor Löschke aus Bonn, Rector Wecklein und Professor Malmberg aus Dorpat fügten ergänzende Bemerkungen hinzu. Es läßt sich aus den Berichten der Alten Folgendes mit Wahrscheinlichkeit gewinnen. Auf des Hippias Rath waren die Perser in der Ebene von Marathon gelandet. Da mochte ihm durch ein Zeichen vom Phakabettos und Pentelikos seitens seiner Anhänger in Athen die Nachricht geworden sein, daß die Athener dem Feinde entgegengezogen seien. Um die entblößte Stadt zu überrumpeln, änderte man den Plan. Die Flotte sollte rasch Sunion umschiffen und das Heer in der Bucht von Phaleron ans Land setzen. Die Reiterei der Perser wurde schon auf die Schiffe gebracht, da stürmten die Athener aus der Schlucht des heutigen Brana unter des Miltiades Führung im Lauffchritte vor, warfen sich auf die Feinde und drängten sie zum Sumpfe und Meere zurück. Da nach der Entscheidung die siegreichen Athener zum Entsatz der Stadt sich aufmachten, unterließen die Perser die beabsichtigte Landung im Phaleron. Die Leichen der gefallenen Athener trug man hier zusammen, goß über sie zur Verbrennung die Ölspende, schüttete über der Malsstätte den Hügel an den kommenden Geiseln zum Gedenken:

„Auch gestorben sind sie nicht todt; denn hoch aus dem Hades
 hebt sie der Tugend Ruhm auf zu den Höhen des Lichtes.“

Die Erinnerung an den kurz dauernden, aber heißen Kampf lebt noch im Volke fort. In nächtlicher Stunde glauben die Hirten das Tosen der Schlacht vom Sumpfe her zu vernehmen. In ihrem Übermuth hätten die Barbaren einen parischen Marmorblock für ein Siegesdenkmal mitgebracht, wie wenn sie schon die Athener überwunden hätten; aus dem Steine habe Pheidias seine Nemesis geschaffen. So berichtet die sinnige Tempellegende von Rhamnus, wo die Statue aufgestellt war.

Um die elfte Stunde verließ der Dampfer die Bucht von Marathon. Er lenkte gegen Norden ab, um Rhamnus zu erreichen. Wie er an Rhinosura in die See stach, wogten von Norden starke Wellen entgegen, und die schäumende Furche, die der Kiel in die Flut schnitt, verschwand bald in der vom Winde bewegten Fläche. Die leichtbeschwingten Möven, die sich zum Schiffe immer wieder einfanden, wiegten sich in weiten Kreisen um dasselbe, und im Südosten zeigte sich über der reichgegliederten Küste von Cuböa auf einige Zeit der schneebedeckte Ocha-Berg. Nach dreistündiger Fahrt landeten wir in einer kleinen geschützten Bucht und kletterten das steile Ufer hinan. Wir haben die gebirgige Diakria betreten, und dieser Theil des attischen Bodens zeichnet sich vor den anderen durch den Reichthum an Wäldern und frischem Pflanzenwuchs aus. An dem Wege, welcher über die Lehne zum Tempel der Nemesis hinaufführt, blühten eben auf den grasigen Plätzen die wilden Schwertlilien mit den großen blauen Blumen, zwischen den Kalksteinen, welche die Verwitterung mit gelblichen Flecken überzogen hat, wucherten mancherlei Kräuter, niedrige Sträucher, deren lederartige dunkelgrüne Blätter im Sonnenlichte blinkten, wechselten mit jungen Kieferbeständen. Nach einer Wegstunde öffnete sich ein flaches, längliches Thal, ein Kiefernwald umsäumt den höheren westlichen Rand. Wir schritten an einigen Platanen vorüber, ein Fruchtfeld, das ein Bauer mit seinen Maulthierern und dem einfachen Holzpfluge bestellte, blieb zur rechten Hand, und angelangt an der nördlichen Enge des Thales, wo sich der Ausblick auf Cuböa erweitert, standen wir auf der Terrasse des Tempels. Vor unseren Füßen senken sich die mit Gestrüpp bewachsenen Hänge zu einem Hohlwege, der zur Burg Rhamnus an das Gestade hinabführt, und über der schimmernden Fläche des Sundes steigen die Höhen von Cuböa an, sie krönt die blendend weiße Pyramide des Dirphys, und die niedrigeren Kuppen in seiner unmittelbaren Nähe erglänzen in einem gedämpften bläulichen

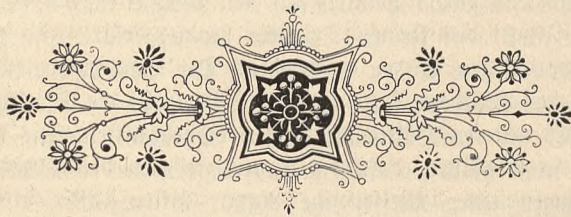
Lichte. Wie von Geisterflügeln ist der Schnee unter dem Azur des Himmels auf die Gebirgszacken hingehaucht, er lastet nicht mit der Schwere des Elementes auf ihnen. Wer den Zusammenklang von Himmel, Erde und Meer erfahren, wem sich der Blick geöffnet hat für die plastischen Formen, wie sie Wald und Flur in bunter, aber nicht verwirrender Fülle erzeugen, wird auch Stimmung und Geistesrichtung des Volkes begreifen, das sich hier so voll und ebenmäßig entwickelt hat.

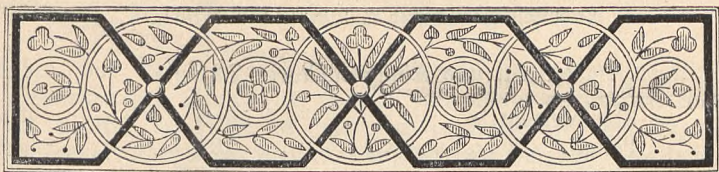
Der Tempel der rhamnusischen Göttin ist in bescheidenen Maßen gehalten. Er war in polygonalen Mauern errichtet, an der östlichen Schmalseite trugen zwischen den Eckpfeilern der Langmauern zwei dorische Säulen aus Porosstein das Giebelndreieck. Im Vortempel fanden die Ausgrabungen des Jahres 1891 an der Querwand rechts und links vom Eingange ins Heiligthum die der Themis und Nemesis geweihten Marmorseffel. Im Inneren selbst lag unter dem Schutte, vorwärts auf das Antlitz geworfen, das marmorne Bildnis der Themis von Chairestratos. Die Funde sind in das Nationalmuseum nach Athen übertragen worden. Von der Statue der Nemesis zeigten sich keine namhaften Reste. An die Nordseite dieses Tempels stößt der Unterbau eines zweiten, jüngeren. Er sollte in größeren Maßen und in Marmor aufgeführt werden. Die an Ort und Stelle verbliebenen acht Säulentrommeln weisen auf einen dorischen Bau mit sechs Säulen auf den Schmalseiten und zwölf Säulen auf den Langseiten hin. Er ist über die östliche Flucht des kleinen Tempels hinausgerückt, und die Längsachse ist etwas gegen Süden verschoben. Der Bau wurde nicht fertiggestellt, an den Quadern steht noch der Werkzoll, die Säulentrommeln haben an der unteren Hälfte die Niesen eingeschnitten. Die Arbeit des Ganzen ist so sorgfältig, daß die Fugen zwischen den Quadern kaum dem Eindringen einer Messerspitze Raum lassen. Wir schritten den Hohlweg zu der zehn Minuten entfernten Burg hinab. Rechts von dem Wege befinden sich die Überreste antiker Gräber, die von Gras und Gestrüpp überwuchert sind. Der Weg läuft unmittelbar zu dem Thore der Burg, deren Mauern auf einem hart an das Meer reichenden Hügel noch gut erhalten sind. Ebräokastro, Judenburg, nennt sie der Volksmund. Das Thor verräth deutlich die Art der alten Befestigung. Der sich zur rechten oder unbeschildeten Seite des angreifenden Feindes erhebende Thurm springt über die Flucht der Festungsmauern weit vor, in den Thormangen sind die Einsatzlöcher für den langen Thorriegel zu sehen. Im Inneren der Burg ist ein Raum für scenische

Darstellungen bloßgelegt worden, zwei Sitzreihen öffnen sich in einem Bogen nach Süden. In der Mitte des Burghügels treten die Grundmauern von einigen Wohngebäuden zu Tage, das andere bedeckt hohes dorniges Gesträuch.

An der kleinen Strandebene östlich vom Burgfelsen sollten die Boote anlegen, um uns an Bord zu bringen, der Dampfer war unterdessen nachgekommen und stand ferne vom Ufer. Der Nordwind war gegen Abend in eine scharfe Brise übergegangen, und da hier die See Spielraum bot, wälzten sich die schäumenden Wellen heran, so daß sie in die Spalten und ausgefressenen Höhlungen des Ufers mit gurgelnden Tönen hineinschlugen. Die überstürzenden Wogenkämme drängten sich, je weiter der Blick sich hob, immer näher aneinander, so daß in der Ferne ein ununterbrochenes reges Flimmern und Flirren erschien, das allmählich an Stärke abnahm und sich schließlich in den einförmig grauen Horizont verlor. Da scholl vom Dampfer ein Pfiff herüber, er setzte sich in Bewegung, um in derselben Richtung, woher er gesteuert war, zurückzukehren. So waren auch wir genöthigt, den gleichen Rückweg anzutreten. Das Dunkel war schon eingefallen, als wir in der früher genannten Bucht wieder an Bord einlangten.

(Schluß folgt.)





Technische Fortschritte in Österreich und Ungarn.

Österreich-Ungarns Panzerkreuzer.

S. M. S. „Kaiserin und Königin Maria Theresia“ und „Kaiser Karl VI.“

Mit einer Illustration.

Die zahlreichen und wichtigen Aufgaben, welche den Schiffen der Kreuzerclassen in künftigen Seekriegen sowie auch im Friedensdienste zufallen, sind heutzutage allseits anerkannt, weshalb man sämtliche Kriegsmarinen der Welt im raschen Baue stählerner Kreuzer mit hoher Fahrgewindigkeit wetteifern sieht.

Aus gänzlich ungeschützten Schiffen mit guten Fahreigenschaften hervorgegangen, bei welchen noch auf jeden Schutz zu Gunsten einer möglichst hohen Geschwindigkeit verzichtet werden mußte, haben sich nunmehr nach Maßgabe der Fortschritte in der Maschinenbautechnik die Schiffe des Kreuzerthyps in zwei Classen geschieden, nämlich in die „geschützten Kreuzer“, bei denen außer der zum Schutze der Geschützstände und Bedienungsmannschaften sowie der Munitionsaufzugschachte erforderlichen Panzerung nur ein die ganze Schiffslänge überwölbendes Panzerdeck vorhanden ist — während bei der zweiten, stärkeren Classe der „Panzerkreuzer“ neben den vorausgezählten Schutzmitteln noch ein anderer, durchgängiger Panzerschutz um die Wasserlinienpartien herumgeführt ist.

Die geschützten, aus dem Anfange der neunziger Jahre stammenden Kreuzer sind in der k. und k. Flotte bloß durch S. M. Schiffe „Kaiser Franz Josef I.“, „Kaiserin Elisabeth“, in erweitertem Sinne allenfalls noch durch die allerdings weit kleineren Torpedoschiffe des Typs „Panther“ und „Rusfin“ vertreten.

Die Classe der Panzerkreuzer wird in unserer Kriegsmarine einstweilen nur durch die Schiffe „Kaiserin und Königin Maria Theresia“ und den neuesten Zuwachs, den „Kaiser Karl VI.“ repräsentiert, deren hauptsächlichste Constructionsdaten hier angeführt seien.

„Kaiserin und Königin Maria Theresia.“

Displacement	5200 t
Länge	107 m
Breite	16 m
Tiefgang	6·5 m
Indizierte Pferdekkräfte	9000
Fahrtgeschwindigkeit	19 Seemeilen pro Stunde
Gürtelpanzer	100 mm
Thurmpanzer	100 mm
Deckpanzer	57 mm
2 Stück 24 cm Krupp L/35 Schnelladegeschütze	
8 „ 15 cm Schnelladekanonen	
12 „ 47 mm Schnellfeuerkanonen	L ₄₄
6 „ 47 mm „	L ₃₃
2 „ Torpedo-Lancierapparate.	

„Kaiser Karl VI.“¹⁾

Displacement	6100 t
Länge	112 m
Breite	17·2 m
Tiefgang	6·2 m
Indizierte Pferdekkräfte	12.000
Fahrtgeschwindigkeit	20 Seemeilen pro Stunde
Gürtelpanzer	230 mm
Thurmpanzer	230 mm
Deckpanzer	38 mm

Vorstehende, auf beiden Schiffen gleiche Bestückung differiert nur in dem einen Punkte, daß die schweren und mittleren Geschütze des „Kaiser Karl VI.“ ein 40faches, jene der „Maria Theresia“ ein 35faches Caliber als Länge besitzen.

Das den Namen der glorreichen Monarchin führende Schiff hat ein stattliches Aussehen, wozu ein Deckaufbau, zwei Doppelerker und die beiden Gefechtsdoppelmasten wesentlich beitragen. Beim Entwurfe der Schiffspläne wurde getrachtet, mit einem den zur Verfügung gestellten beschränkten Geldmitteln angepaßten möglichst geringen Displacement möglichst große Defensiv- und Offensivstärke zu vereinigen, dem Schiffe thunlichst hohe Geschwindigkeit und einen ausreichenden Grad der Unverwundbarkeit zu verleihen.

„Kaiser Karl VI.“, der jüngste Zuwachs unserer Kreuzerflotte, bildet als neuestes „Torpedo-Rammschiff“ eine gewichtige Vermehrung der mit den oben aufgezählten Schiffen bei uns inaugurierten modernen Schiffsklasse, da die starke Armierung und der bedeutende Panzerschutz diesem Kriegsfahrzeuge nahezu den Gefechtswert eines Panzerschiffes

¹⁾ Siehe die Illustration.

verleihen und die von ihm zu erwartende Fahrgeschwindigkeit von 20 Seemeilen pro Stunde im Vereine mit einem namhaften Aktionsradius, nämlich der Fähigkeit, ausgedehnte Seegebiete ohne Ergänzung der Kohlenvorräthe zu durchlaufen, demselben die Vorzüge eines leistungsfähigen Kreuzers ertheilt. Die genannten Eigenschaften lassen diesen Typ für alle Aufgaben operativer Natur geeignet erscheinen, und stellt speciell S. M. S. „Kaiser Karl VI.“ unseren vollkommensten und modernsten Vertreter seiner Classe dar.

Die Aufgabe der Panzerkreuzer besteht hauptsächlich im scharfen Recognoscierungsdienste, in der Aufklärung der entlegeneren Seegebiete des voraussichtlichen Kriegstheaters, dann im Schutze der eigenen und in der Vernichtung der feindlichen Handelsflotten, welches letzteres auch von den übrigen Kreuzern gilt. Die Anhänger der *jeune école* in Frankreich wollen die Rolle der Panzerkreuzer noch weiter ausgedehnt wissen und formulieren folgende drei Hauptaufgaben:

1. Auflassung der schwer gepanzerten Schlachtschiffe mit ganz schwerer Artillerie.

2. Anerkennung der höchsten erzielbaren Fahrgeschwindigkeit als des wichtigsten Factors.

3. Auflassung des größeren Theiles der schweren Verticalpanzerung am todten Werk zu Gunsten der Kohlenfassungscapacität und der Schnellfeuerartillerie.

Aus diesen Postulaten ergibt sich, daß der heutige vollwertige Panzerkreuzer vom „Schlachtschiffe der Zukunft“ nicht mehr weit entfernt ist.





Österreichische und Ungarische Bibliographie.

**Verzeichnis der in den Programmen der österreichischen Gymnasien,
Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1898/99 ver-
öffentlichten Abhandlungen.**

I. Gymnasien und Realgymnasien.

Wien. Akademisches Gymnasium im I. Gemeindebezirke. Hanna Franz: Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien nach dem Stande vom 1. Juni 1899. 77 S.

K. k. Franz Josef-Gymnasium im I. Gemeindebezirke. Vinhart Anton: Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. Franz Josef-Gymnasiums in Wien nach dem Stande vom 1. Mai 1898. (Fortsetzung.) 20 S.

K. k. Gymnasium zu den Schotten im I. Gemeindebezirke. Sabil Meinrad: Jakob Vidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. (I. Theil.) 30 S.

Erstes Staats-Gymnasium im II. Gemeindebezirke (Leopoldstadt). Hammerle Vincenz: Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. ersten Staats-Gymnasiums im II. Gemeindebezirke in Wien. 78 S.

Zweites Staats-Gymnasium im II. Gemeindebezirke (Leopoldstadt). 1. Ehfert Leopold: Die Antheilnahme der Schule an den Geschicken des Allerhöchsten Kaiserhauses. 16 S. — 2. Pantl, Dr. Emerich: Die von L. Vock aufgestellten Regeln über den Gebrauch des Coniunctivus im Mittelhochdeutschen, untersucht an den Schriften Meister Eckarts. 29 S.

Staats-Gymnasium im III. Gemeindebezirke (Landstraße). Rohm, Dr. Josef: Neue Antiphon-Studien. 18 S.

Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie. 1. Ziwfa Karl: Kaiserin und Königin Elisabeth † 10. September 1898. 5 S. — 2. Pödl, Dr. Michael Freih. v.: Festrede am 2. December 1898. 12 S. — 3. Böckbauer Franz: Zur Germania des Tacitus. 14 S. — 4. Priß Franz: Pompeji. Begleitworte zu einer Reihe von Projectionsbildern. 22 S.

K. k. Elisabeth-Gymnasium im V. Gemeindebezirke (Marga-
reten). 1. Swoboda, Dr. Anton: Zur Kritik und Erklärung von Euripides' Nphigenie in Aulis. 10 S. — 2. Strauch, Dr. Franz: Director Dr. Wilhelm Viehl †. 4 S.

Staats-Gymnasium im VI. Gemeindebezirke (Mariahilf).
1. Ehart Karl: Die Behandlung der lateinischen Syntax auf Grundlage der

deutschen Sacklehre. (II. Theil, Schluss.) 11 S. — 2. Thumser, Dr. Victor: Nachruf an Karl Hehl.

Staats-Gymnasium im VIII. Gemeindebezirke (Josefstadt). 1. Becker, Dr. Anton: Napoleon und Ungarn 1809. Ein Beitrag zur Geschichte des Friedens von Schönbrunn. 14 S. — 2. Derselbe. Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 42 S.

K. k. Maximilians-Gymnasium im IX. Gemeindebezirke (Msergrund). Weingartner Leopold: Bibliothekskatalog der Anstalt. (II. Theil.) 15 S.

K. k. Karl Ludwig-Gymnasium im XII. Gemeindebezirke (Meidling). 1. Wastl Johann: Die Trauerfeier vom 21. September 1898. 8 S. — 2. Derselbe. Die Jubelfeier vom 2. December 1898. 10 S. — 3. Koppensteiner Hans: Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. Karl Ludwig-Gymnasiums in Wien. (I. Theil.) 21 S.

Staats-Gymnasium im XVII. Gemeindebezirke (Gernals). Wiskotschil Arthur: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 36 S.

Staats-Gymnasium im XIX. Gemeindebezirke (Döbling). Dießl Alois: Die Impersonalien bei Herodot. 31 S.

Baden. Landes-Real- und Obergymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek. II. 40 S.

Horn. Landes-Real- und Obergymnasium. Passler Peter: Katalog der Lehrerbibliothek am Landes-Real- und Obergymnasium in Horn. (II. Theil.) 41 S.

Kaisburg. Privat-Gymnasium der Gesellschaft Jesu (mit Öffentlichkeitsrecht). 1. Lorenz Bernhard: Größe und Maße der Weltkörper. 31 S. — 2. Starfl, Dr. Gottfried: Der botanische Garten des Collegiums. 8 S.

Korneuburg. Communal-Realgymnasium. Kratochwil Rudolf: Gründung des städtischen Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Realgymnasiums. 11 S.

Krems. Staats-Gymnasium. 1. Baran Anton: Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth †. 1 S. — 2. Derselbe. Jubiläum der fünfzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. 6 S. — 3. Derselbe. Ein melodramatisches Gedicht aus der Zeit des Jesuiten-Gymnasiums in Krems auf Maria Theresias sieghaftes Gottvertrauen. 12 S.

Mell. K. k. Gymnasium der Benedictiner. Schachinger, Dr. P. Rudolf: Die Wiegendrucke der Stiftsbibliothek in Mell. 60 S.

Mödling. Landes-Realgymnasium. Kemetter August: Der Visitationsbericht über die Pfarre Mödling vom Jahre 1644. 12 S.

Oberhollabrunn. Staats-Gymnasium. Perktold Fidelis: Zum deutschen Unterricht an den Unterclassen der Mittelschule. 28 S.

St. Pölten. Landes-Real- und Obergymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums in St. Pölten. 28 S.

Seitenstetten. K. k. Gymnasium der Benedictiner. 1. Puschl Karl: Über Strahlung, Temperatur und spezifische Wärme. 20 S. — 2. Hochwallner Raphael P.: Über Schülerausflüge. (I. Theil.) 24 S.

Stoßeran. Landes-Real- und Obergymnasium. 1. Lammer, Dr. Eugen: Katalog der Lehrerbibliothek. 20 S. — 2. Derselbe. Zwei fatalistische Gedichte: a) Das Glück von Edenhall, b) der Ring des Polykrates. 16 S.

Waidhofen an der Thaya. Landes-Realgymnasium. 1. Chitil, Dr. Claudius: Zur Construction der Finalsätze im Griechischen. 15 S. — 2. Heinlein Ferdinand: Katalog der Lehrerbibliothek VI: Moderne Philologie. 20 S.

Wiener-Neustadt. Staats-Gymnasium. Kunz Franz: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) 23 S.

Wiz. Staats-Gymnasium. 1. Würfl Christoph: Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth †. 2 S. — 2. Thalmahr, Dr. Franz: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 56 S.

Freistadt. Staats-Gymnasium. Mayer, Dr. Julius: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 29 S.

Gmunden am Traunsee. Communal-Gymnasium. 1. Wintschger Johann, Ritt. v.: Die *avro*-Composita sprachwissenschaftlich classificiert. 17 S. — 2. Derselbe. Die Aufgabe des Dichters in moderner und antiker Zeit mit

besonderer Rücksicht auf Graf Platen und Horatius in vergleichender Darstellung. 18 S. — 3. Schuch Karl: Beiträge zur Kenntnis des Grundner Sees. 15 S.

Kremsmünster. R. k. Gymnasium der Benedictiner. 1. Proschko Paulus: Kaiserin Elisabeth 7. 2 S. — 2. Ehrengreber Stephan: De earmine Panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. X. 74 S. — 3. Mahr Sebastian: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 41 S.

Nied. Staats-Gymnasium. Instruction für Eltern und verantwortliche Aufseher von Studierenden an Mittelschulen. (Erlässe des o.ö. Landes Schulrathes.) 6 S.

Salzburg. Staats-Gymnasium. Aloise Olivier: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 48 S.

Fürsterzbischöfliches Privat-Gymnasium am „Collegium Borromaeum“ (mit Öffentlichkeitsrecht). Jäger Matthias: Die Comedie vom jüngsten Gericht, ein altes Volksstückspiel von Altemmarkt bei Radstadt. Nach der einzigen Handschrift herausgegeben. 48 S.

Junäbrunn. Staats-Gymnasium. Hochfellner Matth.: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 21 S.

Bozen. Privat-Gymnasium der Franciscaner (mit Öffentlichkeitsrecht). Beranek, P. Michael: Die Bedeutung der ägyptischen Papyrusfunde für die Geschichte und Kritik des Homertextes. 22 S.

Brigen. R. k. Gymnasium der Augustiner Chorherren von Neustift. 31g Josef: Zwei Charakterbilder aus der altgriechischen Komödie. 34 S.

Fürstbischöfliches Privat-Gymnasium am Seminarium „Vincetinum“ (mit Öffentlichkeitsrecht). Spielmann, Dr. Ferd.: Katalog der Lehrerbibliothek. 33 S.

Hall. R. k. Gymnasium der Franciscaner. Langnaster, P. Franz Anton: Alois Gfir. Eine biographisch-literarische Studie. (Schluß.) 93 S.

Meran. R. k. Gymnasium der Benedictiner von Marienberg. Schatz, Dr. Adelgott: Tirolensien-Bibliothek des Herrn Dr. Franz Innerhofer. 40 S.

Monfalcone. Staats-Gymnasium. Dallapiccola Bius: Il concetto pessimista dell' umana vita nei canti di Giacomo Leopardi. 20 S.

Trient. Staats-Gymnasium. Leveggi Leonhard: Catalogo della Biblioteca dei professori dell' I. R. Ginnasio Superiore di Trento (sezione italiana). 82 S.

Feldkirch. Staats-Real- und Obergymnasium. Stadler Max v.: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 22 S.

Privat-Gymnasium an der Stella matutina (mit Öffentlichkeitsrecht). Scheid Nikolaus: P. Nikolaus Avancini S. J., ein österreichischer Dichter des XVII. Jahrhunderts. 46 S.

Bregenz. Communal-Untergymnasium. 1. Meigner, Dr. Johann: Zwei Gedächtnisse. 6 S. — 2. Ludwig, Dr. Karl: Das keltische und römische Brigantium. 27 S.

Graz. Erstes Staats-Gymnasium. 1. Steinwenter, Dr. Arthur: Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers. 10 S. — 2. Rager Albin: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) 14 S.

Zweites Staats-Gymnasium. Sieß Alois: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) 23 S.

Fürstbischöfliches Gymnasium am Seckauer Diöcesan-Knabenseminar Carolinum-Augustinum (mit Öffentlichkeitsrecht). Knappitsch, Dr. Anton: S. Cyrilli, episcopi Hierosolymitani, catechesibus quae principia et praecepta moralia contineantur. 49 S.

Gilli. Staats-Gymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek nach dem Stande vom April 1899. (I. Theil.) 43 S.

Leoben. Staats-Gymnasium. 1. Lippitsch, Dr. Cajetan: Der Untergang der Geschlechter, das Aufblühen der Sporen generation und die wahrscheinliche Bedeutung des Generationswechsels im Pflanzenreich. 26 S. — 2. Der selbe. Kryptostrophographische Miscellen. 6 S.

Marburg. Staats-Gymnasium. 1. Holzer Jos.: Die Entwicklung des österreichischen Schulwesens, insbesondere des Mittelschulwesens unter der Regierung Kaiser Franz Josefs I. 19 S. — 2. Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.)

Magenfurt. Staats-Gymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) 16 S.

St. Paul. R. L. Stifts-Gymnasium der Benedictiner. Christian, P. Siegfried: Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Gries bei Bozen. 18 S.

Villach. Staats-Gymnasium. Vogrinz Gottfried: Katalog der Lehrerbibliothek. (Schluss.) 23 S.

Laibach. Staats-Obergymnasium. Bodusek Matthias: Neue Theorie der Mondbewegung. 44 S.

Staats-Untergymnasium. Jenko Josef: Konstantin Veliki kot vojak. (Constantin der Große als Soldat.) 28 S.

Kudolfswert. Staats-Gymnasium. 1. Markić Michael: Studien zur exacten Logik und Grammatik. 38. S. — 2. Govor ravnatelj ob vladarski podesetletnici Nj. c. in kr. apostolskega Velicanstva cesarja Franca Jožefa I. (Rede des Directors, gehalten anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Josef I.) 5 S.

Görz. Staats-Gymnasium. Simzig Friedr.: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 30 S.

Triest. Staats-Gymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek. (Schluss.) 71 S. Communal-Gymnasium. Sticotti Piero: Di un frammento marmoreo al civico museo d' antichità in Trieste. 23 S.

Capodistria. Staats-Gymnasium. Galzigna Jos. Ant.: Fino a che punto i commedionografi del rinascimento abiano imitato Plauto e Terenzio, parte I. 28 S.

Pola. Staats-Gymnasium. Mair Georg: Jenseits der Rhodäen. C. Der carthagische Admiral Himilko, ein Vorläufer und Wegweiser des Pytheas von Massilien. Ein Beitrag zur Geschichte des Vornsteinhandels. 52 S.

Zara. Staats-Gymnasium. Brunelli Vitaliano: Illustrazione storica a Dante Div. Com. Par. XIX. 140—142. 18 S.

Cattaro. Staats-Gymnasium. Krzanić, Dr. Ivan: Jezik Homerovih pjesama. (Die Sprache der Homerischen Dichtungen.) 56 S.

Ragusa. Staats-Gymnasium. Lucianović Stephan: Katalog učiteljske biblioteke. (Katalog der Lehrerbibliothek.)

Spalato. Staats-Gymnasium. Pivčević Ivan B.: Katalog učiteljske knjižnice — potpuna i nastavak. (Katalog der Lehrerbibliothek — Fortsetzung.) 24 S.

Prag. Akademisches Staats-Gymnasium in der Altstadt. 1. Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Josef I. 2 S. — 2. Truhlář Anton: Dům Habsburský v oslavných skladbách humanistů českých XVI. století. (I. část.) (Das Haus Habsburg in den Lobgedichten der böhmischen Humanisten des XVI. Jahrhunderts. I. Theil.) 27 S.

Staats-Gymnasium in der Altstadt (mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Gottwald Adolf: Der botanische Garten der k. k. deutschen Universität in Prag (mit einem Plane des Gartens). 12 S. — 2. Richter Karl: Einige Züge altgermanischen und mittelalterlichen Lebens, dargestellt nach der Siedrändichtung. (I. Theil.) 34 S.

Staats-Gymnasium auf der Kleinseite (mit deutscher Unterrichtssprache). Kerbl Heinrich: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 22 S.

Staats-Gymnasium in der Neustadt (Graben) (mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Knothe Prokop: Die Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät, unseres Allergnädigsten Kaisers Franz Josef I. 5 S. — 2. Trauerfeier anlässlich des Ablebens Ihrer k. und k. Majestät der Kaiserin Elisabeth (sub X in der Chronik der Anstalt). 7 S. — 3. Toischer, Dr. W.: Die ältesten Schulen Österreichs. 14 S.

Staats-Gymnasium in der Neustadt (Stephansgasse) (mit deutscher Unterrichtssprache). Chevalier, Dr. Ludwig: Das Entstehen und Werden des Selbstbewußtseins. (II. Theil.) 32 S.

Staats-Gymnasium in der Neustadt (Tischlergasse) (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Reč, kterou promluvil k mládeži studující ředitel ústavu při oslavě 50letého výročí nastoupení vlády Jeho Veličenstva císaře a krále Františka Josefa I. (Rede des Directors, gehalten anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 6 S. — 2. Vykoukal F.: Ignác B. Mašek. (Nachruf an den Professor Ign. B. Mašek anläßlich seiner Pensionierung.) 4 S. — 3. Kovár, Dr. Matth.: Professor Dr. František Sembera. (Professor Dr. Fr. Sembera. Nekrolog.) 2 S.

Staats-Real- und Obergymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Vařeka Johann: Na ostrově Delu. (Auf der Insel Delos.) 33 S.

Staats-Gymnasium in der Neustadt (Kornegasse) (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Doubrava, Dr. Fr.: Reč na uctění památky Jejího Veličenstva, zesnulé císařovny a královny Alžběty. (Rede an die Schüler, gehalten anläßlich des Todes Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth.) 4 S. — 2. Derselbe. Reč v jubilejní den padesátileté vlády Jeho Veličenstva císaře a krále Františka Josefa I. (Rede an die Schüler, gehalten anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 5 S. — 3. Ruth Fr.: Seznam knihovny učitelské. (I. část.) (Katalog der Lehrerbibliothek. I. Theil.) 19 S.

Staats-Gymnasium auf der Kleinfeste (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Ke dni 2. prosince 1898. (Ein Festgedicht zum 2. December 1898.) 2 S. — 2. Nečásek Karl: Reč ku zákum ústavu při školní slavnosti dne 2. prosince 1898. (Rede an die Schüler, gehalten vom Director bei der Schulfeier am 2. December 1898.) 7 S. — 3. Kremen, Dr. Karl: Sen moenářův na zámku Wallsee. Vzpomínky ze života Jeho Veličenstva, císaře a krále Františka Josefa. (Der Traum des Monarchen auf dem Schlosse Wallsee. Reminiscenzen aus dem Leben Sr. k. und k. Apostol. Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 12 S.

Arnau. Staats-Gymnasium. Jüthner K.: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 33 S.

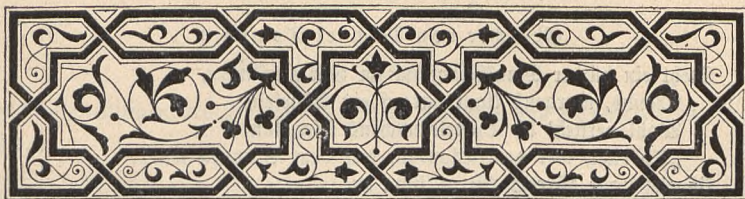
Auffig. Communal-Gymnasium. 1. Kaiserin Elisabeth. (Bild.) — 2. Schallh Otto: Die Natur des Urtheils. Eine historisch-kritische Darstellung ihrer Lehre. (I. Theil.) 26 S. — 3. Hergel, Dr. Gustav: Mittheilungen an die Eltern jener Kinder, welche sich dem Mittelschulstudium widmen, und an diese selbst. (III. Theil.) 16 S. — 4. Derselbe: Das neue Gymnasialgebäude. (Mit vier Planskizzen und einem Bilde.) 10 S.

Braunau. Stifts-Gymnasium der Benedictiner. Stonjek Stephan: Entdeckungsgeschichte Ostasiens. 42 S.

Brüx. Staats-Gymnasium. 1. Löffler Anton: Katalog der Lehrerbibliothek. VI.—VIII. Abtheilung. 37 S. — 2. Schubert A.: Nachruf an den † Director Josef Straßner. 4 S.

(Fortsetzung folgt.)





Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Übersetzungen aus dem Ungarischen von Robert F. Arnold.
Wien.

Abend auf der Heide.

Von Karl Szász.



Welch ein Klagen, welch ein Seufzen, wenn der Wind
Leise seinen Weg durchs Heideland beginnt:
Sieh, da wogt der Weizen wie ein schäumend Meer,
Und es zucken Silberblitze drüber her!
Mag ich aus der Ähren Mitte ringshin spähn,
Nirgend sind des Meeres Grenzen abzusehn;
Und geduldig harr' ich auf der Liebsten Schritt,
Denn ich weiß, der Abend kommt und bringt sie mit.
Mählich, wie er sich erhob, verlischt der Hauch,
Und der Ährenfelder Wogen ruh'n nun auch;
Heiß und durstig ist der Boden; fern im Raum
Winkt und lockt und zittert der Morgana Traum.
Aber nun genug geharrt: die Liebste naht!
Wunderzierlich eilt sie her den schmalen Pfad —
Quellen, nezt mir nicht ihr Füßchen, Dorn und Stein,
Hemmt den Weg der Golden nicht, denn sie ist mein!
Vogel, der im blauen Äther schwebend ruht,
Deine Schwingen ständen meiner Liebsten gut:
In die Arme flöge sie dem Freunde gleich,
Ein holdselig Täubchen aus dem Himmelreich!
Steige nun, o Nacht, herab aufs Heideland,
Denn die Hand der Liebsten ruht in meiner Hand,
Uns're Flüsse schaue nicht des Tages Schein,
Stern und Mond nur laden wir zu Zeugen ein!



Gedichte von Michael Tompa.¹⁾

Steht ein dürrer Maulbeerbaum im Gärtchen mein,
 Abends, morgens klagt darauf ein Vögelein;
 Wohl versteh' ich Turteltäubchens Klageklaut:
 „Thöricht, wer dem Blonden, wer dem Braunen traunt!“
 Vögelein auf dürrem Ast, o, höre zu:
 Einsam bin ich, ohne Liebsten so wie Du,
 Folgen will zum dichten Forst ich Deinem Flug,
 Dorten ist für unsere Leichen Raum genug!
 Nimm mich, holbes Vögelein, mit Dir zum Wald,
 Wer von uns zuletzt erliegt des Grams Gewalt,
 Mag sich sorglich um das Grab des andern mühn,
 Drüber mögen fahle Herbstzeitlosen blühn!



Gegen Himmel ragen Hügel drei,
 Dorten sprang die Flöte mir entzwei;
 Denn mein Lied war so voll Klümmernis,
 Dafs es selbst der Flöte Holz zerrifs.
 Hell und heiter klang sie wohl zuvor,
 Als ihr lauschte meiner Liebsten Ohr:
 Wenn die Sommersonne glühend schied,
 Blies vor Schüchchens Fenster ich mein Lied.
 Doch seitdem die Falsche mich verbannt,
 Hat die Flöte Klagen nur gekannt;
 Leise blies ich — keiner wisse je,
 Wie es um das Herz des Hirten steh'!
 Nun für immer ward die Flöte stumm,
 Die ich liebte, grämt sich nicht darum;
 Leise blies ich, Flöte brach, o Pein —
 Zünnig liebt' ich, bin nun doch allein!



Volkslied aus Somogyvár.

Solches ist dem Rosmarinstock eigen:
 Sommers, Winters Blüten an den Zweigen,
 Nur des Gärtners Schere hemmt sein Prangen —
 Immergrün gleich ihm ist mein Verlangen.
 Geh' nur einer hin, nach holden Frauen
 Beide Donaauer durchzuschauen:
 Irgendwo nur solche Blüten find' er
 Wie die braunen Somogyvárer Kinder!

¹⁾ Im Versmaße der Originale.



Foltýns Trommel.

Aus dem Čechischen des Svatoopluk Čech übersetzt von Jaroslav Sutnar.
Wien.

Der alte Foltýn hängte auf die Schulter eine Riesentrommel, eine ehrwürdige Reliquie ruhmreicher Patrimonialzeiten, und gieng vor das Schloß hinaus. Es schien, daß die nachsichtsvolle Zeit um der Trommel willen auch den Trommelschläger verschont habe: es war ja die hohe, knochige Gestalt Foltýns, senkrecht militärisch aufgerichtet, in einem verschossenen Uhlanenmantel, mit einem in zahllose Runzeln gefalteten Gesicht, worin aber die Spuren frischer Röthe und die klaren blauen Augen ein jugendliches Gepräge bewahrt hatten, mit struppigem grauen Schnurrbart und grauem Stoppelfeld am zweifachen Kinn, mit einer breiten Narbe auf der Stirn, mit einer würdevollen Abgemessenheit in jeder Bewegung — gleichsam ein lebendes Überbleibsel des vergangenen Obrigkeitsglanzes. Der alte Foltýn war Portier auf dem Schlosse; diese Würde war erblich in der Familie Foltýn. Wie im Mittelalter Vasallenfamilien sich ausschließlich dem Dienste eines Herrschers gewidmet haben, so pflegte auch die Familie Foltýn seit einigen Geschlechtern ihren Ehrgeiz auf eine Portier-, Schaffner-, Scheuermeister-, Viehhirten- und Hegerwürde im Dienste der adeligen Schloßbesitzer zu beschränken. Ja, ein Mitglied der Familie wurde sogar Lakai bei einem von den früheren Herren und dadurch freilich Ruhm und stolze Erinnerung der ausgedehnten Verwandtschaft.

Nun, der alte Foltýn gieng mit seiner Trommel vor das Schloß hinaus, scheinbar um den Schulzen und die Schöppen zu einer wichtigen Amtshandlung zusammenzutrommeln, in Wahrheit leider um eine Altweiberarmee zur Herrschaftsarbeit zusammenzulärmen.

Er neigte ein klein wenig den Kopf und holte mit den Schlegeln über der alterthümlichen Trommel aus. Doch was gibt's? Nach einigen vielversprechenden Anfängen schloß er plötzlich mit einem einzigen dumpfen Schlag seine Production ab. Ich bin überzeugt, daß manches alte Weib, diesen einzelnen dumpfen Schall hörend, mit Erstaunen den Köffel fallen ließ und die Ohren spitzte; als dann dieser räthselhafte Schall der letzte blieb, warf sie gewiß ein Kopftuch über ihre grauen Böpfe, und nachdem sie zur gegenüberliegenden Hütte hinübergelaufen, traf sie die Bewohnerin vor derselben und las von ihren Lippen die Frage ab, zu welcher sie sich selbst gerade anschickte: Was ist dem alten Foltýn denn passiert, daß er mit einer solchen unerhörten Wendung seine Nachmittagskünstlerleistung abschließt?

Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen. Wäret Ihr in dem erwähnten Augenblicke an Foltýns Stelle gestanden und hättet Ihr seine Falkenaugen gehabt, dann hättet Ihr unterhalb des Waldes auf der Biegung des Fahrweges einen dunklen Gegenstand entdeckt, welcher mit fabelhafter Schnelligkeit dem Dorfe nahte. Später hättet Ihr ein Pferdepaar und ein Gefährt von in diesen Gegenden nie gesehener Form unterschieden.

Als der Portier in seiner Beobachtung zu obigem Ergebnis gelangt war, überwand er plötzlich die vollständige Versteinigung, worein ihn das Erscheinen jenes Gegenstandes verzaubert hatte, und rannte, sogut ihn die Füße tragen mochten, zurück nach dem Schlosse.

Adjunct Beruska nahm gerade mit schmerzhaftem Blicke Abschied von einem wunderschönen Bratenstückchen, über welchem unheilverkündend die Gabel des Principals schwebte, als Foltýn, ohne anzuklopfen, sammt der Trommel ins Zimmer fiel. Er bot ein eigenthümliches Schauspiel. Er war kreideweiß, seine Augen starrten wüth, auf der Stirne lagen Schweißtropfen, er bewegte stumm die Rippen und socht mit dem Schlegel in der Luft. Mit Erstaunen wandten sich alle von dem Tische nach ihm und schrafen schon im voraus vor der Nachricht zurück, deren entsetzliche Art sich sichtlich in den Zügen des alten Mannes malte.

„Herr — Herrschaft!“ begann dieser nach einer Weile zu stottern.
 „Was — was denn?“ stieß der Verwalter aus, indem er die Gabel auf den Teller fallen ließ.

„Herrschaft — unterhalb des Waldes!“ antwortete Foltýn mit fürchterlicher Ernsthaftigkeit.

Der Verwalter sprang vom Tisch auf, ergriff den Feiertagsrock und begann verwirrt denselben über einen scheffigen Schlafrock anzuziehen; die Verwalterin hob aus unerforschten Gründen an, das Silberesszeug vom Tische aufzuklauben; Fräulein Melanie rauschte fliehend über die Bühne dahin, nur Beruska stand unbewegt, indem er mit stiller Genugthuung den Principal ansah, welchen beim gewohnten Auswählen der besten Bratenstückchen die Nemesis so unverhofft ereilte.

Um diese Erscheinungen zu erklären, muß ich bemerken, daß unser Schloß — vielleicht wegen seiner Abgelegenheit und Unansehnlichkeit — bei seinen Eigenthümern wenig beliebt war. Seit den Tagen des seligen alten Herrn, welcher da kurz vor seinem Tode eine Zeitlang verweilt hatte, beherbergte dasselbe kein Mitglied der herrschaftlichen Familie in seinen verwitterten Mauern. Die der Herrschaft angewiesenen Zimmer im ersten Stockwerk waren mit einer wahrhaft überflüssigen Pracht angefüllt: Spinnen, ihre einzigen Bewohner, ließen sich auf feinen Fäden von den glänzend gefärbten Zimmerdecken zu den weichen Teppichen herunter und durchwoben mit feinem Netz die zierlich geschnitten, sammtüberzogenen Sessellehnen. Die Beamten und Diener im Schlosse kannten ihre Herrschaft nur vom Hörensagen. Sie malten sich dieselbe demnach, wie sie es vermochten, natürlich mit idealen Farben. Aus Zuspriestern, aus verschiedenen Redereien, aus Gerüchten, welche von Herrschaft zu Herrschaft sich verbreiteten, aus eigenem Kopfe stellten sie sich die Bilder all der Personen zusammen, welche von ferne göttergleich mit unsichtbaren Händen in ihre Geschicke eingriffen. In deutlichen Umrissen schwebten ihnen Barone, Baroninnen, junge Barone und Baronessen, Kammerjungfern, Kinderwärterinnen, ein runzeliger Haushofmeister mit Perücke, eine englische Erzieherin mit spitzer Nase, ein feister Lakai vor, und der Charakter eines jeden war ihnen bekannt bis in die kleinsten Details. Doch diese beständigen Gegenstände ihrer Träume und Gespräche, diese

ihre Ideale zu erblicken, plötzlich von Angeficht zu Angeficht, das war für sie natürlich eine blendende, niederdonnernde Perspektive.

Im Schlosse herrschte eine fieberhafte Bewegung. Von den oberen Zimmern aus ließ sich ein Thürengeknarre, ein Geräusch der hin und her geschobenen Möbel, das Fegen von Besen und Borstweischen vernehmen. Die Verwalterin lief auf dem Hofe von Hühnerställen zu Schweineställen ohne bestimmtes Ziel herum, der Verwalter suchte verschiedene Schlüssel und Tagebücher zusammen, und die Schuld an allen Unordnungen wälzte er auf das Haupt Beruška, welcher sich gerade seine blonden Locken in der Kanzlei, ohne etwas zu ahnen, mit duftigem Öl fettete. Der alte Foltýn steckte nun in der Durchfahrt, die Trommel auf der Schulter, indem er mit sämtlichen Muskeln und Gesichtszugeln zuckte, und streckte die Hand mit dem Schlegel dem nahenden Gefährt entgegen, als wolle er es nach Josuas Vorbild beschwören, oberhalb des Dorfes stehen zu bleiben, bis alles in Ordnung sein werde. Sein graises Haupt durchhuschten ja ein Festthor, Kranzjungfern, Schulkinder, eine Bewillkommungsrede, Blumen auf den Weg. . . jedoch das Gefährt stand nicht, mit Windesflug nahte es dem Schlosse. Man sah schon auf dem Wege von dem Dorf aus stattliche Braunen mit flatternder lichter Mähne, ein verbrämter Kutscher glänzte auf dem Bock, eine graue Staubwolke schwebte über der Kutsche und verhüllte die Gruppe gaffender Kinder den Weg entlang. Kaum trat Foltýn beiseite und nahm die zottige Mütze ab, kaum verschwand in einem Parterrefenster die zarte weiße Silhouette Melanies, als die vornehme Bescherung bereits in die Durchfahrt hineinpolterte.

In der Kutsche saßen ein Herr und ein Frauchen. Der Herr befand sich in mittleren Jahren, trug ein elegantes schwarzes Kleid und hatte ein glatt ovales, ganz weißes Gesicht mit tiefem Schatten unterhalb der Augen. Sein Aussehen war matt, verschlafen; von Zeit zu Zeit gähnte er. Das Frauchen war eine junge, frische Brünette mit feurigem, regem Auge, mit hellen Farben angethan; mit einem launigen, koketten Lächeln schaute sie im Kreise umher.

Als sie in die Durchfahrt hineinfuhren, wo sie beinahe die ganze Bewohnerchaft des Schlosses mit ehrerbietigen Verbeugungen bewillkomnte, heftete der schwarze Herr seine matten, verschlafenen Blicke auf den alten Foltýn, welcher im Vordergrunde mit schlaff herabhängendem Schnurrbart, mit unendlicher Ergebenheit in dem redlichen blauen Auge und mit einem Ausdruck zerknirschter Reue im runzeligen Antlitz da stand, während er die Patrimonialtrommel zur Seite hatte.

Der Herr Baron fixierte eine Zeitlang dieses interessante Stück aus dem Nachlaß seiner Ahnen, dann rührten sich die Muskeln des matten Angefichtes, und der gnädige Herr machte seiner Laune Lust in lautem, aufrichtigem Lachen. Die Umstehenden sahen verwundert bald den Herrn Baron und bald den Portier an; hierauf fanden sie es für angezeigt, ihre Loyalität durch blindes Folgen dem erlauchten Muster kundzugeben, und jeder lachte, wie er es vermochte. Der Verwalter mit der Verwalterin ein wenig gedrückt, der leichtsinnige Beruška und der

Kutscher mit dem Lakaien lachten aus vollem Herzen. Selbst die Frau Baronin lächelte leicht, in einer bezaubernden Weise.

Der alte Foltyn bot in dem Momente ein nicht leicht beschreibbares Bild dar. Er sah sich einigemal um, wurde bald bleich, bald roth, glättete verlegen seinen Mantel und seinen grauen Schnurrbart zurecht, und sein Blick glitt endlich auf die verhängnisvolle Trommel herunter. Er glaubte jetzt alles begriffen zu haben. Er war zerknirscht.

Nach einigen wohlgeneigten Worten an die übrigen begab sich die Herrschaft auf ihre Zimmer, nachdem sie vorläufig der Bewohnerschaft des Erdgeschosses den Eindruck eines der schönsten und glücklichsten Paare auf der Welt zurückgelassen hatte.

Nach einer Weile gewahren wir beide im gemeinschaftlichen Salon. Der Herr schaukelt sich nachlässig im Lehnstuhl und zeichnet auf den Deckel eines Buches das Bild des alten Foltyn. Die Frau Baronin sieht sich, während sie in der Hand eine nackte antike Statuette hält, forschend in dem Salon um.

„Rathe, Heinrich, wo könnte ich sie hinstellen?“

„Du solltest sie lassen, wo sie stand.“

„O keineswegs! Wir sind unzertrennlich. Ich würde mich nach dem runden, zarten Marmorgeficht sehnen.“

„Wenn Du sie aber so in der Welt herum mitführen wirst, wird sie nicht lange ganz bleiben.“

„Ich hüte sie ja wie meinen Augapfel. Du sahst, daß ich die Schachtel damit die ganze Reise hindurch auf dem Schoße hielt.“

„Schaffe Dir lieber einen Mops an, mein Schatz!“

Die Frau Baronin blickte den Gemahl mit einem zornigen Blicke an. Ihre Lippen öffneten sich zur tüchtigen Gardinenpredigt, sie überlegte sich's jedoch. Sie nahm vorsichtig die Statuette und rauschte verächtlich an dem Herrn Baron vorüber nach einer runden Nische. Gerade wollte sie ihre liebliche Bürde hineinstellen, als sie plötzlich, wie von einer Schlange gebissen, beiseite sprang und den Finger gegen den Gemahl ausstreckte. Es hatte nämlich der vieljährige Staub der Nische eine graue Spur daran hinterlassen.

„Sieh!“ rief sie.

„Sieh!“ wiederholte er, indem er nach der Zimmerdecke wies. Von dem Bouquet phantastischer Blüten dort hing ein langes flatterndes Spinnwebgewebe herunter, auf welchem deutlich eine hässliche Spinne sich wiegte. „Du hast meine Warnung nicht befolgt. Wohlau, hier hast Du die Einleitung zu dem göttlichen Landidyll, für welches Du geschwärmt hast!“

Die Baronin zog die Lippen vor Ekel über die Spinne und aus Ärger über die Bemerkung des Gemahls zusammen. Sie schlug heftig auf die Tischklingel. Es erschien ein beleibter Lakai in weissenblauer Livree.

„Sagen Sie unten, man soll zum Abwischen des Staubes und der Spinnwebgewebe ein Mädchen herschicken!“ befahl ihm das schöne Fräulein mit unwölkter Stirne. Sie nahm platz gegenüber dem Gemahl,

welcher schadenfroh zu lächeln schien, und sah mit verdrießlichem Gesicht die Lieblingstatuette an. Es verstrich eine geraume Zeit — das Mädchen zeigte sich nicht. Die Baronin machte eine noch verdrießlichere Miene, und der Baron lächelte noch schadenfroher.

Die Botschaft des Lakaien rief unten große Bestürzung wegen des Staubes und der Spinnweben und nicht kleinere Verlegenheit wegen des verlangten Mädchens hervor. Nach endlosem Überlegen und Rathschlagen faßten sie wie ein Ertrinkender nach einem Halme nach Foltýns Marjánka. Unter vielem Zureden des alten Foltýn, welcher durch seine Tochter die unglückliche Trommel gutzumachen hoffte, zog man das zögernde Mädchen aus der Portierwohnung heraus, die Frau Verwalterin drang ihr eigenhändig ihr gelbes Seidentuch mit langen Franzen für den Busen und einen mächtigen Borstwich für die Hände auf, und der Lakai führte das so heraufstaffierte zitternde Opfer nach den herrschaftlichen Zimmern.

Gerade hatte die Baronin mit dem Fuße zornig aufgestampft und war gegen die Thüreorgetreten, als diese leicht aufgieng und Marjánka darin erschien, freidebleich, mit niedergeschlagenem Auge. Der Baronin blieb eine unfreundliche Anrede auf den Lippen haften. Sie hatte der Reiz des schlichten Mädchens überrascht: es war schlank und geschmeidig gleich einem Schilfrohr, seine Züge waren fein, kindlich rund, das reiche braune Haar stand ausgezeichnet zum frischen weißen Teint des Gesichtes, ihr gesamtes Wesen athmete den Zauber des ersten Frühlings.

„Hier, liebes Kind!“ sagte sie zu ihr freundlich, indem sie auf das flatternde Spinnweb wies.

Das Mädchen verbeugte sich plump, wobei es auf einen Augenblick unter ihrer weißlichen Augenbraue dunkelblau aufblitzte, und that schüchtern einen Schritt vor. Der Borstwich reichte nicht an das Spinnweb. Sie mußte sich auf die Fußspitzen heben. Ihr ganzes Gesicht flammte dabei in wunderschöner rother Farbe auf, das dunkelblaue Auge richtete sich nach der Zimmerdecke, die weiße zarte Kehle trat hervor, und darunter war durch die Franzen des gelben Tuches eine Reihe falscher Korallen auf den schneeweißen Wogen des Hemdes zu sehen. Fügt das Füßchen einer Prinzessin hinzu, und gesteht, es war ein verführerisches Bildchen!

Nachdem alles Anstößige beseitigt worden war, klopfte die Frau Baronin freundlich auf Marjánkas Schulter und fragte sie: „Wie heißest Du?“

„Marie Foltýn,“ flüsterte das Mädchen.

„Foltýn? Foltýn? — Was ist Dein Vater?“

„Portier, Euer Gnaden!“

„Zweifelsohne der mit der Trommel,“ bemerkte der Baron, und ein leichtes Lächeln überflog sein Gesicht.

„Geh in das Nebenzimmer, und erwarte mich!“ sprach die Baronin zum Mädchen. Als dieses fortgegangen war, wandte sie sich zum Gatten mit den Worten: „Ein reizendes Mädchen! Was hältst Du von ihr?“

„Na, nach Gefallen.“

„Ich sage, reizend! Ein wunderschöner Wuchs, ein angenehmes Gesicht und dabei welch eine Bescheidenheit!“

„Der Statuette droht eine Nebenbuhlerin.“

„Scherz beiseite, was sagst Du dazu, wenn ich sie zu meiner Kammerzofe erziehe? Wenn ich sie gleich in Dienst nehme? Was sagst Du dazu?“

„Dass Deine Grillen wahrhaftig mannigfaltig sind,“ erwiderte er gähnend.

Die Baronin fröhnte ihren Grillen mit großer Energie. Sie fragte sogleich das Mädchen, ob es mit ihr nach der Stadt gehen möchte, und obwohl sie gar nicht seine Antwort abgewartet hatte, nahm sie das Mädchen dennoch gleich in Dienst, taufte es Marietta um, schilderte ihm mit den lockendsten Farben die Lage einer Kammerzofe und schenkte ihm zuletzt ein Paar wenig abgetragener Schühchen nebst einem koketten Hauskäppchen.

Der alte Foltyn erstarnte vor freudiger Überraschung, als Marijanka mit diesen Neuigkeiten zu ihm zurückkam. Nicht einmal im Traum hätte er gedacht, dass seine Tochter vom Schicksal erwählt sei, ein glänzendes Pendant zu jenem Sakaien zu werden, mit dessen Verwandtschaft sich die ganze Familie Foltyn rühmte. Mit einem Schlag vergaß er den Zwischenfall mit der Trommel, sein Gang wurde noch gerader, und seine Augen flammten wie die eines Jünglings.

Es verstrichen einige Tage. Die Baronin schwärmte für die Reize des Landlebens und widmete sich mit Eifer der Erziehung Mariettas zur Kammerzofe; diese stand oft vor dem Spiegel in einer koketten Haube, einen gewaltigen Büschel buntfarbiger Federn, welchen ihr die gnädige Frau zum Abwischen des Staubes gekauft hatte, in der feinen Hand, auch pflegte sie auf einem niedrigen Stühlchen zu sitzen, die dunkelblauen Augen schwärmerisch irgendwohin ins Weite gerichtet, wo ihr Geist hohe Häuser, gepuzte Menschen, prächtige Gefährte sah, und häufig verbarg sie dann ihr Haupt zwischen den Fingern und brütete tief und schwer; der Baron pflegte faul auf dem Divan da zu liegen, er rauchte und gähnte; der Verwalter und die Verwalterin entschlugen sich aller Befürchtungen vor den vornehmen Gästen; Veruska schloß mit dem weichenblauen Sakaien Freundschaft und pflegte mit ihm in der Kanzlei bei versperrten Thüren und angesteckten Pfeifen Sechszundzwanzig (ein Kartenspiel) zu spielen.

Einmal gegen Abend verfügte sich die Baronin mit einem schön gebundenen Burns in die blumenreiche Laube im Parke, wo es eine weite, abwechslungsreiche Aussicht gab, und wo sie das Nachtigallenconcert erwarten wollte, welches sich schon einige Abende lang in der Umgebung des Schlosses hatte hören lassen. Der Baron tadelte den Sakaien wegen seiner Dicke und befahl ihm, auf die Felder spazieren zu gehen. Der Verwalter legte mit der Verwalterin bei verschlossenen Thüren Obst ein. Melanie hatte Zahnweh.

In dieser idyllischen, stillen Stunde fiel es dem alten Foltýn bei, daß Marjánka zu lange in den herrschaftlichen Zimmern verweile. Er wies den Gedanken ab, doch kam er bald wieder darauf zurück. Und der Gedanke wurde immer unabweisbarer. „Was treibt sie dort so lange?“ brummte er in seinen Schnurrbart hinein. „Die gnädige Frau ist doch nicht zuhause?“

Unwillkürlich trat er auf den Gang hinaus und spazierte eine Weile lang auf und ab, indem er fleißig den Lauten von oben horchte. Dann wagte er sich, von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, auf die Treppe; auf den Zehen gelangte er in den Gang des ersten Stockwerks; er stahl sich zur Thüre des Sakaienzimmers heran und drückte die Klinke; sie war zu. Er schlich sich an die Thür des Salons. Plötzlich blieb er stehen; drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen — die Stimme des Barons. Er hörte deutlich folgende Worte: „Sei nicht kindisch! Närrische Grillen! Die Welt ist anders, als sie Dir von den Priestern und den gemeinen Eltern gemalt wurde. Ich werde Dich glücklich machen. Was Du wünschen wirst, sollst Du bekommen, kostbare Kleider, Kleinodien, Geld — alles. Deinen Vater will ich zum Schaffner machen oder auch zu etwas mehr. Du wirst allein in der Stadt sein. Nun, Täubchen, schäme Dich nicht, hebe Deine schönen Augen, Gott weiß, daß ich keine schöneren gesehen habe!“

Foltýn erstarrte, wie vom Donner gerührt. Das Blut wich aus seinen Wangen, Schreck, Entsetzen malten sich darauf. Er neigte sich zum Schlüßelloch. Er gewahrte drinnen den Baron ganz verändert: in seinem bleichen, schönen Antlitz war keine Spur von Verschlafenheit, und die dunklen Augen sprühten förmlich von Leidenschaft unter den dünnen, stolzen Brauen. Während er am Rande das liebevolle Gesicht Marjánkas, purpurroth von Scham gefärbt, emporhob, blickte er begierig ihren wallenden Busen an. Ihre Augen waren niedergeschlagen, in der einen Hand hielt sie die Statuette, in der anderen den wirren Büschel buntfarbiger Federn. Foltýn faßte an sein graues Haupt; Angst schnürte seine Kehle zusammen, durch das Hirn schoß eine Menge martervoller Gedanken. Er griff schon nach der Klinke; doch riß er sofort die Hand weg. Keineswegs! Daß der Baron erkannt hätte, der Vater habe seinen Worten gelauscht, daß er beschämt da stünde, bei schenßlicher That von seinem Diener ertappt — keineswegs! Das durfte nicht sein, dagegen sträubte sich die angeborene Loyalität Foltýns. Aber was thun?

In der Kanzlei wird es einen Sakai geben, Du schickst ihn unter irgendeinem Vorwand hinaus. Er dachte sich dies und eilte schon hinunter. Die Kanzlei jedoch zu; drinnen eine Grabesruhe. Denn die sonst darin Karten Spielenden, Veruška und der Sakai, waren nicht zugegen; der eine weilte im Hofe, der andere hatte einen Gesundheits-spaziergang unternommen. Verzweifelt lief Foltýn durch den Gang. Plötzlich blieb er vor dem Arrest stehen. Er hielt eine Weile still, dann riß er die Thüre auf, ergriff die dort hangende Riesentrommel, hängte dieselbe auf die Schulter und stürzte in die Durchfahrt hinaus. Er

holte wild mit den Schlegeln aus, neigte das Haupt, und ein betäubendes Gewirbel erscholl. Er trommelte, bis auf seiner Stirne Schweißtropfen ausbrachen.

Der Verwalter wurde, nachdem er das Gewirbel vernommen, todtentleich. „Um Gotteswillen, Foltýn ist nährlich geworden!“ stieß er aus. Er rannte in die Durchfahrt. Dort erblickte er schon Veruška, welcher, eine Handvoll Spaden in der einen Hand, mit der anderen den unberufenen Trommelschläger am Kragen festhielt.

„Habt Ihr Euch betrunken?“ schrie der Schreiber. Foltýn trommelte hartnäckig weiter. Überallher liefen durch die Dämmerung Gestalten zusammen.

Der Verwalter kam Veruška zuhülfe: „Höret auf, Narr!“ donnerte er Foltýn an. „Ihr werdet noch den Herrn Baron wecken. Ich werde Euch augenblicklich aus dem Dienste jagen.“

„Oh, lassen Sie ihn nur im Dienst,“ ertönte hinter ihnen die Stimme des Barons. „Er kann capital trommeln.“ Dann passierte er die sich verneigende Schar, wobei er piff und mit einer Peitsche auf seine Reitstiefeln losklopfte. Er gieng spazieren.

Als die Frau Baronin, durch den räthselhaften Schall der Trommel herbeigeloct, vom Nachtigallenconcert zurückkam und in den Salon eintrat, erblickte sie in der Mitte ihre Lieblingsstatuette, zer schlagen in viele Stückchen. An den verweinten Augen Mariettas, die sie hatte vorrufen lassen, erkannte sie sogleich die Thäterin. Mit großem Zorne entließ sie dieselbe auf dem Fleck aus dem Dienste. Kurz war der Traum von hohen Häusern, schönen Menschen und prächtigen Equipagen!

Zu Mittag am anderen Tage stand Foltýn vor dem Schlosse und trommelte zur Arbeit. Dabei schaute er nach dem Walde auf den Weg, worauf sich das herrschaftliche Gefährt mit fabelhafter Schnelligkeit vom Dorfe entfernte. Als die Kutsche im Walde verschwand, schöpfte Foltýn Athem, ließ die Schlegel hängen und schüttelte den Kopf. Und dann kam ihm der Gedanke, daß er wie die alte Trommel nicht mehr in die jetzige Welt hineinpasse. Über die Ursache der gestrigen Ausbreitung bewahrte er bis zum Tode hartnäckiges Schweigen.

